Literarische Rundschau.

Romane und Erzählungen.

Otto Soyka, Herr im Spiel. Roman. (München, Hyperion-Verlag, Hans v. Weber.) — Der „Simplizissimus"-Novellist Otto Soyka beschert uns — durch den exquisiten Hyperion-Verlag — einen Roman, der modern ist im besten Sinn des Wortes, voll reizvollpsychologischer Ausblicke, originell, kühn, vibrierend von Spannung, Lebendigkeit, Erregung, und trotz aller Extravaganz seines Geschehens vorgetragen mit der gehaltenen Noblesse eines unaufdringlich, prägnant knappen Stiles. Der Ausgang eines Spielerlebens wird gegeben, das Unterliegen eines sympathischen Abenteurers. Konrad Wehlen ist kein Marquis von Keith; mit dem hat er höchstens das Friedlose, Glücklose des äußeren Daseins gemeinsam, sein nicht unterzukriegender Lebensleichtsinn fehlt ihm ganz. Den Beruf des Spielers hat er „bewußt und kühl überlegend" gewählt, weil er der Ansicht war: „Spiel ist die reinlichste Art des Erwerbes. Es gibt sonst kein Geschäft zwischen Menschen, wo Vorteil und Nachteil so richtig abgewogen, so peinlich genau ins Gleichgewicht gebracht sind. Es ist die vornehmste Art zu verdienen, die einzige, in der es weder Täuschung noch Uebervorteilen gibt." Er ist ein schwerleidiger Gefühlsmensch mit verfeinertem Nervensystem, immer voll Sehnsucht, mehr eine problematische Natur mit siebenzwerlen Zügen als geschmeidiger Zufallsritter. Sein ebenbürtigster Gegner, Gegner im Spiel und in der Weltanschauung, sagt es ihm schließlich gradeheraus: „Sie hatten stets zu viel Respekt vor den Menschen, um an ihnen vorüberzusehen. Sie waren immer in Gefahr, mehr zu verlieren, als Geld, denn mehr als das war engagiert. Ihnen fehlte die Gabe der Gleichgültigkeit. Sie setzten sich nicht mit dem Spielerpartner, sondern mit dem Menschen auseinander. Wissen Sie auch, warum Sie, meiner Meinung nach, überhaupt das Spiel erwählten? Weil Spiel eine der intensivsten Arten ist, den Menschen mehr zu sein, und eines der sichersten Mittel, in ihr Seelenleben zu dringen. Sie machten psychologische Studien, und andere nannten es spielen. Es war ein Mißverständnis." Als ihm dann die andere, die bürgerliche Welt näher tritt, als sein Herz dort die Geliebte findet, da kommt der Riß für immer, der tragische Zwiespalt in seine Existenz. Seine Lebenssphäre wird ihm zur Fessel, die er zerbrechen will. Und er muß doch erkennen, daß der Abgrund, die Kluft zwischen ihm und jenen unüberbrückbar ist, daß die Vergangenheit sich nicht auslöschen läßt. Die Begriffe verwirren sich ihm, die Werte werten sich um; das frühere wird ihm zur Schuld, die gesühnt werden muß. So wird die Pistole — der Marquis von Keith legte sie lächelnd weg — sein Erlöser. — Die Einwände, die etwa gegen diesen Schluß zu machen wären, verstummen vor der Meisterschaft, mit der die Gestalt des Spielers gemalt ist und die Luft, die sie umweht. Wie ein bunter, jäh zerstörter Traum zieht dies ganze Abenteurerdasein an uns vorüber: die Seligkeit des Kämpfens, das intensivste Genießen in einem Augenblick konzentriert, die großartige Verachtung im halsbrecherischen vabanque-Spielen, ans Herz greifend zuletzt die wehe Verlassenheit des Jenseits-Stehens, umwittert von der Pein unerfüllter Liebe, umschattet von erbarmungslos quälender Schwermut und wundem Ueberdruß. . . Menschlichstes wird aufgedeckt, wenn der Unpathetische, um die sachlich kalten Worte seiner Liebeserklärung zu bekräftigen, sich selbst die Hand verletzt. Man vergißt das nicht, wie die zwei Außenseiter beieinandersitzen, der Spieler und der Ingenieur, der den Weg zur Macht, zum Reichtum rücksichtslos, um jeden Preis sich bahnen will. Oder jene Szene voll bitterster Ironie, da der abgetane Meister des Spieles in melancholischem Galgenhumor der Partner eines der Geringsten und Schäbigsten seines Metiers wird. Noch die Nebenfiguren dieses Romans sind mit liebevoller Sorgfalt gezeichnet, etwa die lesewütige Frau Norman oder der junge Bankbeamte Hans Walter, in dessen Leben es einmal einen Schmerz gegeben hatte, „damals, als er infolge äußerst geringer Fortschritte gezwungen war, den Gedanken an das Hochschulstudium aufzugeben und sich mit anderen Lebensformen zu befreunden."

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Romane und Erzählungen.

Rudolf Greinz, Allerseelen. Ein Tiroler Roman. (Verlag L. Staackmann, Leipzig.) — Der köstlich knorrige, famos derbe, naturwüchsig humorechte „Zuffelemaler Kassian Kluibenschädel" der „Jugend" beschert uns als Weihnachtsgabe eine erschütternde, leidenschaftwuchtige Tragödie. Er schenkt uns ein schluchzendes Lied „von dem Allerseelen einer Frau, die da geht in Schatten und Nacht, der die Toten keinen Tag ihres Lebens mehr frei geben; deren Leben ein einzig Allerseelen ist". Tiefstes, schwerstes Menschenweh gestaltet er zu einer packenden, und doch schwermutsvollen Anklage, zaubert um die Heldin, um dies leidbeladene Weib, die im Ringen mit dem unerbittlichen Schicksal verblutet, einen Reigen heiterer, zorniger, verzückter, enttäuschter, mitdherziger, stolzer, wunschloser, gehetzter, zerschlagener Wesen. Und immer wieder tritt aus dieser bunten Schar ein Mann besonders hervor, prägt sich uns fester ein: jener tapfere, sympathische, wahrhaft christliche Priester, einer jener aufrechten, graden, freien Seelenhirten, denen der Konflikt zwischen ihrem Gewissen und dem, was als ihre Pflicht gilt, zu um so schmerzvollerer, tödlicher Tragik wird, weil sie ihn ehrlich und aufrichtig in sich auskämpfen müssen. Eine jener edlen Naturen, die immer irgendwie in dem Kampf gegen die Selbstsucht und die Torheit der Uebrigen zerbrochen werden und unterliegen, in dem Kampf des Geistes und der Liebe gegen die heuchlerisch harte Lüge eines falschen, ehrgeizigen Klerikalismus', als dessen hinterlistiger Herold der glücklichere „hochwürdige Spitalpfarrer Lorenz Prosanter" auftritt: „. . Aber wissen's, wir als Geistliche, wir müssen in erster Linie lernen, vorsichtig zu sein. Wohin täten wir denn da kommen, wenn wir alleweil g'schwind mit dem außerplatzen täten, was wir denken? . . . . Man fahrt alleweil am besten, wenn man zuerst überlegt, bevor man redet. Zuerst nachdenkt, ob das, was man sagt, auch in den Intentionen der Kirche gelegen ist. Das muß es nämlich zuerst sein. Verstehen's mich? Nachher kommt alles andere. Erst nachher. Verstehen's mich?"

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Anton v. Perfall, Seltsame Geschichten. (Verlag von Adolf Bonz u. Co., Stuttgart.) — Man darf sich durch den Titel nicht verleiten lassen, an die eigenartig verstiegenen, traumhaft-bizarren, genialverrätselten und berauschts-phantastischen Bücher etwa eines Poë, Ewers, Kubin zu denken, die angefüllt sind mit grenzenlos grausigen, raffiniert geheimnisvollen Schauspielen, die so voll tiefer, kalter Dämonie sind. Hier ist eine harmlosere, behaglichere, nüchternere Welt gemalt, ein Alltag, der nur ganz leise von den seltsamen Schauern des Unterirdischen und des Ueberirdischen gestreift wird. Und obwohl in allen neun Novellen der Tod irgendwie im Mittelpunkt steht, ist hier nichts von der grandiosen Sensation jener Schreckenskammern, sondern ein friedlicheres Reich tut sich auf, nur aus der Ferne beunruhigt und umwittert von greifbareren Gespenstern, ethischer, erdenfester, gesunder — kein dumpfer Taumel nächtiger Tiefen, vielmehr frische, reine Höhenatmosphäre. Doch das soll durchaus kein Tadel sein; alle diese anspruchslos schlichten Erzählungen sind in ihrer Art vollendet, kleine, abgerundete Kunstwerke. Den Höhepunkt der Sammlung bilden wohl die einleitende „Geschichte des Landstreichers, des Gehenkten und des Selbstmörders“, über der immer ein stilles, wehmütig-ironisches Galgenlächeln spielt, und jene romantische Novelle von „dem Holzknecht und dem Tod“, die uns an die altsonderlich menschlichen Tragikomödien eines Achim v. Arnim oder Clemens Brentano erinnert.

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Arthur Schubart, Wildwasser. Hochlandroman. (Verlag von Adolf Bonz u. Co., Stuttgart.) — Ein wildes, hartes Jägerbuch, über dem als ernste Mahnung und eindringlicher Weckruf steht: „Die Jagd ist ein Prüfstein des Mannes." Ein packendes Weidmannsbuch, darin ein prachtvoll kerniger Nicolei diese Prüfung im tiefsten Sinne eigentlich doch nicht besteht, sondern die unbändige Jagdleidenschaft bringt diesen treuen Bierschröter um Mutter, Weib, Kind und das Gut seiner Väter, zuletzt fast um die Achtung vor sich selbst. Bis schließlich dem gutmütigen Wilderer dennoch ein heldenhaft schöner, ehrenvoller Jägertod wird, ein Opfertod für seine geliebten Hirsche, durch welchen alles Häßliche, Verirrte von ihm genommen, alle alte Schuld gesühnt wird. — Ein interessanter Roman, der neben mancher starken Unwahrscheinlichkeit lebenswahre gemalte Gestalten von unverwüstlicher Naturfrische, etwa den Pachterwast, gibt.

Literarische Rundschau.

Romane und Erzählungen.

Martin Beradt, Eheleute. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) — Ein galantes, feinfühliges, kultiviertes Großstadtbuch voll holder Klarheit, ein Stück Grazienkunst voll Charme, eine lächelnde Weisheit, mit Virtuosität vorgetragen von einem skeptischen Gourmand, einem leisen Auskoster und Genießer. Ein amüsanter Liebesroman, sprühend von Geist, voll halber Sehnsucht und Innigkeit, voll anmutig leichter Ironie und zierlicher Schelmerei, und doch auch voll ernsthafter Psychologie. Alles flimmert von Farben, blüht und leuchtet . . . Im Mittelpunkt steht eine Frau, eine südische, mondaineere „verschleierte Beatrice", ein wundersames Geschöpf voll welker Feinheit und naiver Schwermut, klug, elegant, kapriziös, geschmackvoll, keck und schwach, raffiniert und kindlich, leichtsinnig und schwermütig, schuldig und unschuldig, ein Sinnenweib und ein Innenweib — daß ich es kurz fasse: ein Weib, ein Weib, ein Weib! Etwas unverstandene, einsame Frau und etwas Modedame und etwas zartes Püppchen und ein ganz klein wenig energisch-spröde. Stolze, und im Grunde immer und einzig: Geliebte! Hundeschnäuzig kalt und melancholisch und verliebte Törin, und unbefangen und vor allem: schön! Streng gegen den besten der Gatten, der eine Seele von einem Mann ist, ein gutmütiger Tapi, weitherzig und mildherzig, aber ihr vornehmeres Empfinden durch plumpe, schlechte Gewohnheiten verletzt, der „das Messer durch den Mund zieht und mit knallenden Geräuschen küßt". Sie verläßt ihn für ihren Freund aus der Mädchenzeit, kehrt zu ihm zurück, läßt ihn nochmals für den Freund, den gestorbenen Freund dann wieder für den lebenden Gatten. Dem jungen Menschen wird sie ein kurzes, aufleuchtendes, schmerzvollwonniges, hold ablenkendes, bald verschalleno, jähes Glück, Fee und Vernichterin, ein verwehter Duft, ein bitter-süßer Sekundentraum — bis er bankrott zusammenbricht, sich tötet aus Enttäuschung und Mißtrauen und Schuldgefühl, einsam, fremd hinabsteigt, stirbt, verdirbt — — — In dem letzten Beieinandersein dieser Sonnenfreudigen und dieses Verspielten, der sich zum Sterben rüstet, ruht Köstliches, Tiefmenschlichstes. — Sie kehrt also jetzt für immer zurück zu dem nachsichtigsten aller Ehemänner (den die Unentrinnbarkeit der Liebe nachsichtig gemacht — und es ist ein feiner Zug, daß gerade der arbeitsamst pflichtgetreue, schaffende, schützende Mann der ist, dessen Liebe — besser: dessen Verliebtheit stark ist bis zur übermenschlichsten Verzeihung). Die Liebe zum Leben, zum reizvolleren, reicheren, gesättigteren Leben siegt schließlich über die Liebe zur Liebe. Freilich, das „geht erst — daß der eine liebt und der andere sich lieben läßt —, wenn beide Teile sehr genügsam geworden sind". Man findet sich mit leiser Resignation darein, kommt nach überstandenem Schreck noch zu einem elegischen, friedvollen, mattgetönteren Dasein, einem stillen, herb-frohen Dahindämmern, da man der Unerfüllbarkeit aller menschlichen Sehnsüchte und der stärkeren Macht des Lebenstriebes, der sich schnell anpaßt, nachdenklicher inne wird.

Um die „Eheleute" gruppiert sich eine Schar meisterhaft herausgearbeiteter Gestalten, etwa der „egoistische Philosoph Depner, der sich alles selbst besorgt" aber die tapfere, kleine Frau Aldenaleben oder der theologische Doktor Müller, „den Frau Susanne immer als geschlechtslos empfindet", aber die alte Frau Anschütz, die, als sie den Ehebruch ihrer Tochter erfährt, „um das Schrecklichste gleich selbst zu sagen, mit einer fast tonlosen Stimme fragt: „Ist es ein Christ?" Und ganz besonders Papa Anschütz, ein famoser, prachtvoller alter Herr, der in höherer, reiferer Erkenntnis ein weicheres Weltgefühl und eine mildere Ethik, alles verstehend, vertritt: „Das kommt schon so vor, mein Kind", sagte er leise, „Menschen! was soll man von Menschen sagen?"

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Romane und Erzählungen.

Felicitas Rose, Bilder aus den vier Wänden. Novellen. (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.) — Ein hausbackenes, anständig solides, behagliches, wacker-versöhnliches Frauenbuch mit viel falscher Rührung und falscher Schlichtheit, aber im ganzen doch eben durch seine gemütliche Biederkeit sympathisch. Fünf Novellen, die alle so etwas familientraufliches haben! Da schildert etwa ein Weib — in Briefen an die Mama — seine Entwicklung von der jungen, unerfahrenen Beamtenfrau zu einer tüchtigen Mutter und Großmutter, diesen fröhlich-ernsten Passionsweg des tiefen, schmerzvollen Mutterglückes mit all seinen Stationen. Oder „das Tagebuch einer Närrin" wird uns vorgelegt, darin eine liebenswert gutmütige „alte Jungfer" zwei armen Waisen und einem unglücklichen Manne schließlich zur segensreich gütigen Fee wird. Daneben „das Tagebuch einer Dienstmagd", einer treuen, selbstlosen Perle der „guten, alten Zeit", wahrhaft einer „Heldin" dienenden Standes, einer Märtyrerin von schwerster Tragik umwittert, die sich vergebens aufopfert für den forschen und leichtsinnigen Adelssohn. Fast so etwas, wie ein norddeutsches Gegenstück zu Flauberts „Un coeur simple", eine Paraphrase über das alte Volkslied: „Eine fromme Magd von gutem Stand ." — Zu der Tragödie das Satyrspiel: „Unsere Male auf Urlaub", der mißlungene Versuch einer ostpreußischen Köchin, eine Sommerreise zu unternehmen, — eines richtigen Rackers von Besen, verbost, streng konservativ, altmodisch, grob, goldtreu. Eine derbe, holzgeschnitzte Posse, die sich nicht immer von Uebertreibung fernhält, verwandt etwa den harmlos-ungenierten, ulkigen Büchern Karl Ettlingers. Und zum Schluß die ergreifende Erzählung vom „Vetter Balduin", mit einem gewissen Ueberschuß von Empfindsamkeit, das tragikomische Ende eines beinah unwahrscheinlich rosigen Optimisten und sanften Heinrichs, „der nichts Häßliches auf der weiten Welt sieht, der minder begabter Mensch anstatt Rindvieh sagt", der Medizin studiert, um „die Seele zu suchen" und der dann stirbt, angesteckt von dem so lang ersehnten, ersten Patienten, als welcher jedoch — ein Hund war. Immer wieder aber, durch alles Alltägliche und alles Schmerzliche bricht der innig köstliche, tapfere, sonnige Humor einer gemütvollen Frau durch —. Minna sitzt neben mir und häkelt eine schwarze Spitze. Wie sie das fertig bringt mit weißem Garn, das wissen nur die Götter und ihre Finger.

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Theater.

Alfred Walter-Horst, Das Bühnenkunstwerk. Erste Folge. (Berlin, Verlag Hugo Schildberger.) — Die elf Aufsätze dieses schmalen Buches bergen eine Fülle von Stoff, offenbaren ein feines und sorgsames Sichhineinleben in die Forderungen der modernen Schaubühne, bieten Künstlern und Laien reiche Anregung, schenken in klarer, lesbarer, geschmackvoll-prägnanter Form ein vielseitiges, geistvolles Wissen, vermitteln zwanglos und gefällig eine Menge wertvoller Gelehrsamkeit. Mit der Würdigung alter und neuer Theaterbestrebungen wechselt die Beschreibung origineller Aufführungsversuche, die Schilderung von Inszenierungsmöglichkeiten, die Erörterung ästhetischer und dramaturgisch-technischer Fragen. Erwägenswerte Vorschläge werden aufs bestimmteste präzisiert, z. B. wird für die akustischen Wirkungen hinter der Szene ein besonderer akustischer Inspektor gefordert oder eine größere Berücksichtigung des stummen Spiels an den Aktanfängen verlangt. Alles das aber nie aufdringlich dozierend, sondern gelegentlich und in amüsant fesselnder Weise: in Briefen etwa eines Regisseurs an einen Professor, in einem Dialog zwischen Enthusiast und Bildhauer — an praktischen Beispielen gleich immer klargelegt, an Calderons „Leben ein Traum", an „Claviga", an Shakespeares „Sturm", an „Misanthrop", an „Macbeth" — interessant gemacht durch Hinweise auf aktuelle Persönlichkeiten und Strömungen, etwa auf Reinhardt, auf Stanislawsky, Antoine, Reicher, Kainz — schließlich hie und da belebt durch charakteristische Bildbeigaben. Und jedes einzelne Kapitel ist erforscht, durchdacht, empfunden — ist scharf, treffend, sachlich, gerecht! Das Heft könnte zum Geleitwort Goethes Zeilen haben: „Ein Mann, der recht zu wirken denkt, muß auf das beste Werkzeug halten."

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Romane und Erzählungen.

Anatole France, Blaubarts sieben Frauen und andere wundersame Geschichten. Autorisierte Verdeutschung von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. (Berlin, Hans Bondy.) — Anatole France ist in diesen amüsanten Buch graziös-frivolester Zurechtweiser der Historie, heilig-unheilig skeptischer Glossierer der Legende, liebenswürdig-zynischer Parodist des Märchens — immer klug und voller Noblesse, schillernd und biegsam, delikat und delikös: französisch! Er gibt zuerst eine burleske Rehabilitierung Blaubarts, — „nach authentischen Quellen" — die ebenso eine köstliche Verulkung gründlich-korrekter Geschichtsforschung wie eine feine kulturhistorische Studie aus dem siebzehnten Jahrhundert Frankreichs ist, ein fast strindberg-scharfer Ausfall gegen das Ewig-Weibliche und ein souveräner Spaß über die Willkür und Unsicherheit menschlicher Urteile, eine komödienhaft launische Umwertung, eine geniale Verspottung der Zufälligkeit aller Geltungen. Er verrückt also die ganze Blaubartgeschichte, macht aus dem grausigen Verbrecher und Gewaltmenschen einen schwerfällig-gutmütigen, wehrlosen, schüchternen, verrotteten, liebebedürftigen, dicken Herrn, aus dem gefühllosen Mörder ein verblutendes Opfer. „Nach authentischen Quellen"! Matt mit absonderlichen Farben die sieben Frauen, die Wurzeln alles Uebels: die lebenslustige, freiheitliebende Artistin und Landstreicherin; die trunksüchtige Polizeileutnantstochter; die ehrgeizig-protzige, hinkende und schielende Pächterstochter; die Tochter eines Kavallerieoffiziers, selbstisch falsch und „standhaft" Dirne; die einfältige Gans von Unschuldsengel; die vornehme, zimperlich züchtige Waise; schließlich den hinterlistigen Satan von brutaler Gaunerin. Umzeichner der Gestalten, Umdeuter von Vorgängen und Beziehungen, Verfasser von Markierungen und Zensuren, Ehrenretter eines zu Unrecht Gebrandmarkten, Ueberwinder eines Jahrtausendabscheus!

Dann ist „Das Wunder des Heiligen Nikolaus" so etwas wie eine demütige Entheiligung des Mirakels, ein erbarmungsloses Zu-Ende-Denken in herzlos-ruhiger Sachlichkeit, eine milde Lästerung, ein spöttisch-scholastisches Gegenüberstellen von Ursache und Wirkung, Aufdecken der Kluft zwischen Absicht und Erfolg. Das Schicksal eines biederen Gottesmannes wird gezeigt, dem die drei Menschen, die er aus dem Pökelfaß heraus wieder zum Leben erweckte, diesen Liebesdienst mit schnödem Undank lohnen; dem diese Wundertat selbst am meisten zum Unheil gereicht, — und allein dem Pöbelwitz, der sie ermöglichte, wird sie zum Segen! Letzten Endes liegt melancholisch die höhere Erkenntnis von dem Unberechenbaren aller menschlichen Tätigkeit, von der Unwesentlichkeit und Belanglosigkeit alles guten oder bösen Wollens durch die stille Ironie der dunkel-komischen Legende — „Beten wir Gott an," sprach Garum, „und fordern wir keine Rechenschaft von ihm." . . . . . In der dritten Novelle. „Das Hemd des Glücks" wird ein altes Märchen lebenskennerisch boshaft modernisiert, wird ein Capriccio von ergreifendem Humor gestaltet, ein bitterer Scherz über das Unzulängliche und Verfehlte alles Menschendaseins, eine rücksichtslose Desillusionierung mit den Schatten der Tiefe, ermüdet kopfschüttelnde, erschütternd lächerliche Tragikomedie von der Unvollkommenheit irdischer Zustände. Da ist ein sehr zeitgemäß kranker König, den nur das Hemd eines Glücklichen heilen kann. („Lassen sie es leicht anwärmen, eh Sie es tragen.") Man stürzt also auf die Suche nach diesem originellen Medikament, erfolglos — denn auch die, welche das Glück ganz zu besitzen schienen, haben höchstens einen trügerischen Abglanz davon, haben immer noch ihren heimlichen, mehr oder minder bösen Knacks. Ein Reigen irgendwie bekümmerter, geschundner, zerzauster, freud- und friedloser Gäuche taumelt vorüber: ein gekränkter Minister, der seine innere Wut nachts in Memoiren entlädt; der Mann des Tages, der „die Gecken um ihre Vornehmheit und Eleganz beneidet;" ein ekelhaft alter Süffel von ruhmreichem Kriegshelden; Millionäre, die ihr Reichtum zermalmt; Liebes- und Lebens-Ueberdrüssige; ein bornierter egoistischer Komponist; ein ungläubiger Landpfarrer. Und als endlich doch noch der wahrhaft und vollkommen Glückliche gefunden wird, — ein anspruchslos armseliges Luder, das „weder Bedauern, noch Enttäuschung" kennt — da besitzt der überhaupt gar kein Hemd! Hier steigt das Gelächter Anatole Frances lauter empor; hier wird aller Schwindel und alle Heuchelei, alle Aeußerlichkeit und Flunkerei dieser Welt von einem Menschenverächter, der sonst resignierter und lebensnachdenklicher und versöhnlicher und im Grunde ohne Haß und eben recht wie ein Pariser sticheln, sarkastisch zerpflückt und bösartig entlarvt. Beißendster Hohn wird ausgeschüttet über politische Verkehrtheiten: „Der König nahm zu den Staatsgeschäften am liebsten die Revolutionäre, weil diese ihre Autorität am heftigsten durchsetzten." — „Er begriff nicht, wie seine Untertanen eine so ungerechte Justiz ertrugen. Doch die Beamten machten ihre schmähliche Schwäche gegen die Starken durch unbeugsame Härte gegen die Schwachen wett. Diese Strenge beruhigte die Besitzenden und flößte Achtung ein." — „Er kann keine Veränderung wünschen, denn er gehört ja zur Opposition. Er trägt keine Verantwortung; seine Stellung ist ausgezeichnet. Ein guter Oppositionsmann ist stets konservativ." — Ein Gelehrter sagt: „. . . wofern sie nicht von Natur idiotisch waren, wie mein verehrter Kollege, Herr Kaltengrund." Wie einst in den Komödien Molières wird gegen die Aerzte gefochten, daß die Funken fliegen: „Er wußte, daß Professor Ochsenbein in Luxus und Vergnügungen operierte; und er hätte ihn um sein Hemd gebeten, hätte er nicht wenige Tage zuvor den berühmten Mann untröstlich gesehen, weil er die beiden größten Tagesberühmtheiten nicht operiert hatte: den Deutschen Kaiser . . . und die Zwergin von den Folies-Bergère."

Und also möchte ich über dieses Buch den Titel setzen: Grausame Geschichten. . . . „Unbekümmert, spöttisch, gewalttätig — so will uns die Weisheit", (sagt Nietzsche).

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Romane.

H. Kraft, Erkämpft! Roman aus Oberschlesien. (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.) — Das aufdringliche Ausrufungszeichen hinter der Ueberschrift ist ebenso bezeichnend für die plump tendenziöse Mache dieses oberschlesischen Romans wie die Zusammenstellung: „Küssen ist keine Sünd" und Goethes „Faust", für die falsche Interessantheit seines „Helden". Als welcher Graf ist — alle Gestalten dieses schwarzblauen Buches sind adlig, zum mindesten Regierungsassessoren oder Kleriker — streng katholisch und Regierungsreferendar. Liebt eine lebenslustige Cousine, desgleichen eine evangelische Gräfin „von unübertrefflicher Anmut und seltnem Reiz", desgleichen eine katholische Baronesse „mit blondem, duftigem Köpfchen", desgleichen eine kleine Fifi vom „Moulin Rouge". Schwankt zwischen Hymnen und Christus, zwischen Hochzeit und Prinzip. Taumelt vom Religiösen zum Pikanten, vom Weltlichen zum Heiligen, von Fastenpredigt zur American Bar, von Dorotheenkirche zu Hansen, vom Regierungsgebäude zur Dominsel, aber: „es war nicht nötig, daß dieses die anderen bemerkten." Behauptet vom Papst: „er ist doch auch der Vater der gesamten Christenheit." Findet nach durchschwärmten Nächten „Trost und Beruhigung" in des „Dr. Friedrich Henle, die Versuchungen und ihre Gegenmittel. Nach den Grundsätzen der Heiligen und der großen Geisteslehrer." Ein unglaublicher Herr! Erkennt schließlich „fest und unverbrüchlich, daß er zum Priesterstande berufen ist." Nimmt vorerst noch an dem Fest zu Ehren des Kronprinzenpaares im Oberpräsidium teil, denn: „eigentlich hatte er einen Augenblick den Gedanken gehabt, sich sogleich der Erfüllung der erkannten Aufgabe zuzuwenden. Dann aber hatte er sich gesagt, daß er doch ein solches Fest nicht versäumen dürfe". Und am Ende feiert er also sein erstes Meßopfer in der heimatlichen Pfarrkirche, und da natürlich seine Herzensgeliebte, Numero zwei, inzwischen konvertiert hat, empfängt sie „zur selben Stunde" von ihm ihre erste heilige Kommunion; nun können „die Glocken der Kirchen läuten, Engelchöre singen", kann er sie segnen mit den „geweihten Händen des Priesters." — Diese rührende Geschichte wird in einem bösen Papierdeutsch erzählt: „Eine edle Frau, die ihm ihre zwar zarte und anmutige, aber ganz vermögenslose Hand zum Bunde reichen wollte" . . . „rauhe Männerwangen" . . . „die verführerischen Reize der Gräfin" . . . „die leicht entzündliche Männerwelt" . . . „Wie kochte mein heißes Blut" . . . . . den Anblick einer Sternschnuppe erhoffend, für welchen Fall sie" . . . Wird garniert mit langstielig abschweifenden Betrachtungen über soziale, politische, religiöse Fragen, seichten Diskussionen über Frauenbewegung und eheliche Pflichten, Polenpolitik und Enteignungsvorlage, Zentrum und Block; Erledigung aller Zeitprobleme bei Sekt und Kaviar, zwischen Diner und Spieltisch. In Summa: schwarzblaue Kolportage! Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Dramen.

Richard Elsner, Deutschritter. Schauspiel in 5 Aufzügen. (Ernst Elsner, Verlag, Berlin.) — Richard Elsners dramatischer Versuch knüpft an das große, geschichtliche Schauspiel alten Stiles an. Er beschwört die Zeit des Kampfes zwischen dem deutschen Ritterorden und den heidnischen Preußen herauf, führt den Fanatismus einer aufsteigenden Weltanschauung und den Barbarismus einer versinkenden gegeneinander. Und über Sieger und Geschlagene schreitet der Dichter hinweg, schreitet über den Wahn der Einen und die Verblendung der Andern empor zu einer neuen, freieren Erkenntnis, über Heroismus zur Menschlichkeit, von Haß zur Liebe. . . Ein sanfteres Weltgefühl bricht durch. . .

„Der Heide ist ein Mensch wie wir — — — —
Mensch, denke menschlicher von deinesgleichen!
Du siehst des andern Außenseite nur,
Das Herz, das Gott ansieht, ist Dir verborgen,
Der Edelstein, der Menschen wertvoll macht!" —

Alles in allem: Kein vollendetes Kunstwerk, doch eine gute Gesinnung in einem guten „Theaterstück".

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Dramen.

Hans Bethge, Don Juan. Tragikomödie in drei Akten. Xenien-Verlag, Leipzig) — In dem Roman „Der Prinz", von Johannes Schlaf, sagt Einer: „... Und so ist es: es gibt überhaupt keine Tragödie — eine Tragödie ist was ganz plumpes, tölpelhaftes un' unwahres, was konstruiertes, nach einem ästhetischen System Konstruiertes, aber nichts Gelebtes, nichts Gefühltes! Es gibt und kann nur eine Tragikomödie geben." Das Schaffen unserer zeitgenössischen Dramatiker scheint oft von denselben Gedanken inspiriert. Nun schenkt uns der Lyriker Hans Bethge auch eine Tragikomödie. Wir lasen früher seine Gedichte, verliebten uns in ihre zarten, gebrechlichen Reize, in den innigen, süßen Zauber ihres wundersam weichen Klanges, in ihren leis hinschwebenden Rhythmus. Sein Bühnenwerk hat gleichfalls die lyrische Trunkenheit, den farbigen, leuchtenden Rausch der Worte und Stimmungen, entzückt uns mehr durch die glatte, vornehme Kunst seiner Sprache, ihre weiche Feinheit und ihre gedämpfte, sanft entgleitende Melodie. Er beleuchtet so eigentlich das Don Juan-Problem kaum von einer sonderlich neuen, originellen Seite, aber, in der Erinnerung an glückliche Tage in Spanien, malt er Bilder voll leiser, einsamer Grazie, voll linder, weicher Melancholie, umflutet von flimmerndem Hauch und -klingen, in der Ferne, von einer schluchzenden Musik. Er gab einst ein paar Verse, ein Gedicht „Bei Saragossa":

„Auf allen Gärten Saragossas lag
Der Mond wie blaue Seide. Das Gesträuch
stand funkelnd um die Marmorbrunnen da,
gleich silbernen Wolken, die ein schöner Duft
ins Leben wies, das ihnen nur ein Traum" ....

Er legt zu dieser Skizze jetzt das groß ausgeführte Gemälde in unsere Hände. Zeigt in drei duftenden, silberglänzenden, verschwiegenen Nächten unter dem bleichen, stillen Schein des Mondes einen unersättlichen, unbefriedigten Liebesnarren, einen friedlosen Auskoser, einen glücklos Suchenden, Umhergetriebenen, einen zitternden Anbeter in matter Schwermut, der sich selbst verzehrt in unstillbarem Begehren, einen Gehetzten, Sturmgepeitschten. . . .

„. . . . Hier steht ein Mensch,
Der sich dem Tag verschwor, an dem er lebt.
Was gestern ich verübte, es geht heute
Mich nichts mehr an. Sollt' ich noch morgen leben,
So bin nicht ich's; es ist ein Anderer,
Mit neuer Sehnsucht und mit neuer Qual."

Umweht von traurigster Verlassenheit, umwoben von einem traumhaften Lebensschimmer voll herber Schönheit, umhüllt von einer milden Ironie. Ein sympathischer Verderber, der in der tiefsten Seele das eigene Verderben trägt. Dessen wonnigste Abenteuer immer mit etwas Schmerzlichem enden, mit Gewaltsamem, mit Häßlichem. Der das Leichte will, und der sich stets doch das Beschwerte gewinnt.

„. . . . Warum immer
Und immer wieder diese dunklen Dinge
Zum Schluß? Kann ich denn nie etwas beginnen,
Was einmal unter Lachen ausgeht? Muß ich
denn immer niederreißen?"

Er reißt die Herzen an sich und wirft sie wieder weg. Hinter ihm her gellen die Anklageschreie der verlassenen Bräute, das Wutkreischen der Enttäuschten, die Anklagen verwaister Töchter, die Flüche verstoßener Schwestern, der Zerbrochenen in verzweifeltem Weh, — er zieht weiter . . . weiter . . . mit ungestilltem Drang, ein elender Erdengenießer, selbst am tiefsten enttäuscht und verwaist.

„Wie oft hab ich
Geglaubt, jetzt sei ich der Erfüllung nahe,
Der letzten, die das Ganze in sich schließt, —
Doch war es immer nur ein Stück davon."

Bis er endlich doch festgehalten wird, bis er, das erste Mal, nicht mehr loskommt von dem Vergangenen, bis er gebunden wird, gefesselt, unentrinnbar. Von der, die ihm sein Kind gebar. Und muß begreifen, daß Dinge sind, von denen es kein Ende gibt, es sei denn — der Tod. Die Mutter seines Kindes tötet ihn in einer letzten Umarmung. Sie liebt ihn ja noch immer, und nur so kann sie noch ihr eigenes Selbst, ihr Bestes bewahren. Dann wird sie ihm hinunter folgen, sein Kind an der Hand, ihm fluchend . . . ihm fluchend und ihn segnend.

Er aber schreit, den Tod im Herzen, noch einmal gewaltig auf, seine Seele ringt, seine ganze Lebenskraft bäumt sich zurück, schaudert zurück vor dem dunklen Tore. Herzzerreißend schwer wird ihm das Scheiden. Der über Lebende und Tote leichtlich hinwegglitt und in Schönheit wandelte stolzen Ganges, winselt in unseliger Erkenntnis:

„Das — Ende? — Nein! — Ich will nicht! — Nein, — ich —
will — nicht!
Die Andern leben weiter, und ich soll — —
Nein! Nein! Ich hab' ja Kraft in meinen Gliedern! —
Mercedes — — nicht doch — — ich will höflich und
Ein Krüppel sein, — doch ich will atmen dürfen!
Ich will noch — leben — leben — le—ben — le—ben!"

Und über ihn, den Verstummten, Verspielten schreitet jetzt das Leben hinweg, tanzt das Leben lachend weiter. Recht hat die Gegenwart; was noch atmet, siegt. Von herbster tragischem Humor ist dieser Beschluß des Ganzen: Der Diener spielt die Rolle des Herrn. Ihm fällt in den Schoß, um was jener die lange Zeit vergebens warb. Der Knecht stiehlt dem unterlegenen Gebieter Tonfall und Gebärde und nimmt die Langersehnte, Strahlende in seine Arme, in seinem Betrug vom Dunkel der Nacht begünstigt, das vordem den echten Don Juan immer in seinem schützenden Zelte aufnahm. Mit denselben kosenden Schwüren, die einst der Mund des großen Verführers trunken stammelte und die ihm in dem Augenblick immer wieder wirklich aus der Seele kamen, geleitet nun sein Nachäffer die Geliebteste in sein Gemach:

„Du bist die Erste, die ich wahrhaft liebe,
Du bist die Frau, die mir die graue Erde
Zur goldenen Flur des Paradieses macht!"

Sie aber stöhnt: „Don Juan —!"

Don Juan muß weiter leben; doch dies ist nur der Schatten und das Zerrbild seines wahren Daseins, dem tieferer Sinn und innere Berechtigung fehlt. Und ist die Wiederholung und Frucht und Vergeltung der lügenden Larve seines Liebens.

Zu dieser Endszene hat Erich Gruner eine Radierung gezeichnet, die ganz reizend und vollkommen dem verwöhnten, zarten Geiste dieser lachend schmerzlichen Dichtung entspricht.

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Gustav Freytags, ein hübsches Bild aus dem Städteleben des 17. Jahrhunderts, eine Tragikomödie der Liebe, mit versöhnlichem Ausgang. Der greise Stephan Milow steuert ein banales Gedicht bei, eine schönfärberische, lehrhafte, milde und weinerliche Drehorgelei für Volksschullesebücher. Franz Feld erzählt frisch die beißend-humorhafte Geschichte vom „Wachskaspar und seinem Sohn Schorsch", resolut, mit einem leisen Unterton biederer Zuneigung zu den Niederen und inniger Vertiefung in die Volksseele, keck und schlicht. — Außerdem manches Bauerngrobe, Stümperhafte, Enge, Farblose und Formlose in Vers und Prosa, von Jungen und von Alten. Aber schließlich immer der Kämpfer- und Bekennermut, der aus allem und über allem leuchtet! „Hoch, weht mein Busch, hell flirrt mein Schild / Im Wolkenbruch der Feindesklingen." Ein Denkmal deutscher Art!

Max Herrmann.

Ein Dichterbuch.

Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn. (Verlegt bei Eugen Salzer, Heilbronn.) — Als dritter Band der Sammlung „Der Süden", welche im ersten Bande „Sieben Schwaben", im zweiten mehrere Schweizer zu Worte kommen ließ, vereinigt dies Werkchen einige der poetischen Landesgenossen eines Nikolaus Lenau und eines Franz Liszt. Adam Müller-Guttenbrunn, der, schon ein bißchen vieux, noch aus der Laube-Zeit stammt, gibt es in seiner programmatischen Einleitung des Dichterbuches offen zu: „Dieses Buch ist unaleichwertig in seinem Inhalt, sein Hauptreiz mag wohl im Kulturellen liegen und nicht im Literarischen. . . . Nur als Sittenschilderung will so mancher Beitrag dieses Buches gewertet sein, nicht als künstlerische Leistung; als Blüte schwäbischen Volkstums mehr, denn als reife Frucht. Und auch als Dialektprobe!" — Er selbst ist mit einer wehmütig-ulkigen, trauernd-lächelnden, mitleidsinnigen Satire: „Der schwarz-gelbe Star", einem bodenwüchsig-behaglichen, lebensnachdenklich-gemütlichen Genrebild voll warmer menschlicher Anteilnahme, „Der Dorfdetektiv", und einem schmerzlich-heiteren Lebensstück von verwehender Schönheit und dunklem Schauer des Entsagens und eintönig-weichem, leisem, elegisch-holdem Reiz, „Die schöne Lotti", sehr vorteilhaft vertreten. Der Versaine-Uebersetzer Otto Hauser gibt ein kühles, kristallisiertes Kleinod: „Die Wallfahrer", ein familienfreudiges, kernhaft-redliches Stimmungsbild von herber Gediegenheit: „Der erste Tag in Ungarn", sodann „Die Letzten", eine elementargewaltige Vision, schwermütig rauschend, voll überirdischer Sehnsucht und mit dem Schimmer des Unermeßlichen. Von Marie Eugenie delle Grazie ist die dramatisch-brausende, schwüle und überquellende Katastrophe „Gewitternacht" und die trivial-erschütternde, an die rührseligen „Fahrende Leut"-Geschichten alten Stils erinnernde Belanglosigkeit „Hans und Hansi" da. Otto Alscher schenkt eine wundervoll konzentrierte Erzählung, „Der Türk stürmt" — wohl das Vollendetste der ganzen Sammlung! — eine strenge Tragödie männlichen Ringens, ein großes Gemälde auf dunklem Grund, voll innerer Glut, mit starken Farben. . . . „Wie ein ungeheurer Kranz Steinnelken sah es aus, wenn die Mannschaft in ihrer roten Uniform mit der grünen Weste auf den Schanzen saß." — Arthur Korn bringt „Das Röschen von Iglau", eine schalkhaft-ernste Historie in der Art vielleicht

Literarische Rundschau.

Deutsche Novellen, Band 2: Ottomar Enking, Die Schwester. (Verlag von Carl Reißner, Dresden.) — Ein Hohelied auf die stille, ruhmlose, getreue Liebe einer Schwester, eine Liebe, die alles überwindet, auch sich selbst und des eignen Herzens heiße Sehnsucht und Wünsche. Ein kleines Meisterwerk von zartem Duft und feiner, temperierter Schönheit. Ein starkes, schwerblütiges, sprödes, aristokratisches Buch von strenger Geschlossenheit, in einem ebenmäßig schlichten, gradlinig klaren und edlen Stil. Wundervoll gesehen ist dieser hoheitsvolle Pastor Arne Thelgünn — ans Herz greifend seine tapfere Schwester Marie in ihrer leisen, abgrundtiefen Bitternis. Sie zieht einsam weiter, in die harte Fremde — indes die Beiden, denen sie durch ihr Opfer das Glück schenkte, sich stumm die Hände reichen. — — — „Der Worte brauchte es noch nicht zwischen den Beiden."

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Biographisches.

Leben und Taten des weiland wohledlen Ritters Sebastian Schertlin von Burtenbach. Durch ihn selbst deutsch beschrieben. Aufs neu in Druck geben von Engelbert Hegaur. (Verlegts Albert Langen, München.) — Gerhart Hauptmann läßt im letzten Akt seines „Florian Geyer" den Sebastian Schertlin auftreten. Es wird gezeigt, wie er trunken an der rohen Bauernmißhandlung teilnimmt, wie er den kleinen Buben Grumbachs auf dem Arm trägt und ihm ein gewalttätig-stolzes Lied singt, wie er des eignen Sohnes gedenkt, trinkt, würfelt, die Knechte grob anläßt. Wer den Ritter von Burtenbach nur aus diesem Drama kennt, wird seine Meinung von ihm nicht wesentlich zu ändern brauchen, wenn er jetzt die Memoiren liest. Denn obwohl es einmal darin heißt: „Freund und Feind haben mir wohl zugesprochen und mich belobt, weil ich vor andern christlich und wol gekriegt habe, da ich nit gebrannt und des Adels und der armen Bauernschaft soviel als möglich verschont . . . ." — die bösere Wahrheit lugt doch allenthalben durch. Und so finden wir im großen und ganzen den kurzen Satz bestätigt, mit dem Florian Geyer beim Hauptmann den Schertlin abtut: „Soll ich jeden Raufbold ung Finanzer kennen, der in des Frundsbergers Trosse läuft." Der typische deutsche Landsknechtsführer der Reformationszeit steht in strammbrutaler Sicherheit vor uns, ein Kerl, wie ihn eben die harte Zeit erschuf und brauchte: selbstsüchtig, verschlagen, groß im Spielen und Wetten, ein barbarischer Bedrücker, ein prahlender Handlanger der Gewalthaber, ein geldgieriger Blut- und Eisenmann — dabei aber auch ein rechtschaffener Familienmensch und so etwas wie ein philisterlicher, gottesfürchtiger Hausvater. Von unerbittlichem Haß gegen seine Feinde, bis über den Tod hinaus: „Aber er ist nachmals vor Metz mit andern jämmerlich gestorben. Der Teufel hole ihn!" Wie oft heißt es mit rechnerischer, profitverständiger Frömmigkeit: „In diesem Krieg hab ich in allem wohl 4000 Gulden erobert. Dem Allmächtigen sei Lob und Dank in Ewigkeit."

Die ganze Epoche steigt schmerzvoll greifbar vor uns auf, in der ein großes Werk klein zu Ende geführt wurde, da ein großer Aufwand schmählich vertan ward, da eine edle Sache an dem Eigennutz und Neide der Einzelnen kläglich scheiterte, da die Uneinigkeit und Selbstsucht der evangelischen Fürsten einen glücklichen Ausgang verhinderte: „In Summa in aller Welt wurd geredet, man halt in keinem Stück weder Trauen, noch Glauben. Es wurd allenthalben tyrannisch und übel geregiert. Gott schicks zum Besten." — „In Summa wir sind von den Unseren selbst verraten und verkauft worden." Da der günstige Augenblick durch Torheit und stumpfe, hemmende Starrsinnigkeit verpaßt ward: „Aber wann man mir gefolgt hätte, so wäre es um das Haus Oesterreich gar aus gewest. Der Kaiser ist sein Leben lang in größeren Aengsten und Sorgen nit gewest." — Und: „Wenn die Teutschen wider den Kaiser einig sein wollten, daß er jederzeit von ihnen möchte vertrieben werden."

Und zu diesem knorrigen, eckigen Mann mit all seinen Scharten und Schatten paßt dann auch seine volle, starke, grobkörnig derbe Sprache: „Gleichwohl hat man den Pfaffen das Haar durch den weißen Stäßl lassen laufen." „Aber der Landgraf wollt den Fuchs nit beißen." „So antwort ich: Ich wollt länger also am Regen bleiben, denn andre an der Sonnen stehen dürften." „Bat, ich solls im alten Stall stehen lassen." „Merkte ich, was dem Teufel auf den Schwanz gebunden sei." „Ich schlage auch meine Finger nit gern zwischen Tür und Angel." — Ein Motto des Benjamin Disreali heißt: „Lies keine Geschichte, lies Lebensbeschreibungen; denn die geben Leben ohne Theorie."

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Essays.

Als dritter Band der Schriften Ludwig Speidels erscheint bei Meyer und Jessen, Berlin, unter dem Titel „Heilige Zeiten" eine Sammlung „Weihnachtsblätter". Kurze Essays, aus der Stimmung des Christfestes heraus entstanden, zart und sanft, über denen allen eine leise Innigkeit schwebt, freundlich, betulich, holdselig, eine schmerzlich-einfältige Welt. Eine herzliche Zuneigung zu den Armseligen, Zertretenen, Verpfuschten leuchtet durch, warme Liebesworte streicheln die Zerzausten, Verachteten, Ausgestoßenen. Er tröstet die bestraften Kinder: „Sind wir im allgemeinen Ebenbilder Gottes, so zeigt sich in euch der verstauchte, der verrenkte Gott. Er ertrügt es, und ihr sollter es nicht ertragen können?" — erzählt ihnen das Märchen von dem kleinen buckligen Mädchen, in dessen Höcker zwei herrliche, weiße Engelsflügel verborgen waren. Er nimmt sich der Junggesellen an, der verstimmten Weltflüchtlinge, die ihren Weihnachtsabend scheu und vereinsamt in irgend einer verlorenen Weinstube vertrauern. Er gedenkt mit stiller Melancholie der schlichten Tragik „Alter Mädchen". Gibt auch einmal, in dem philologischen Idyll „'s Rickele von Munderkingen" ein Kabinettstück schalkhafter Grazie und bescheidentlicher, schmunzelnder Naivität. Aber meist huldigt er doch den Kindern, „den kleinen Heilanden", sei es in einer Tragödie voll stummen Schluchzens von zwei Waisen, die ausziehen, eine Mutter zu suchen, sei es in einer Skizze über Victor Hugos „l'art d'être grandpère" oder in der Betrachtung eines Bildes von Ludwig Knaus, sei es in einem Aufsatz über eine Märchenvorlesung Mitterwurzers oder in einer Schilderung des Ammergauer Krippenspiels. In schönen Gleichnissen redet seine tiefe Menschenliebe zu uns. Von den Brüdern Grimm heißt es: „Sie waren einander treu, wie sie ihrem Volke treu waren — treu wie Gras . . . . Wie können uns denken, daß man auf der Bank vor dem Hause sich einmal erzählt: Die Brüder Grimm. Ein deutsches Kinder- und Hausmärchen." Traulich deutet sie uns die Sprache: „Wenn nicht Liebende den Duft, der mit einem Worte zwei Wesen bezeichnet, erfunden haben, so hat es gewiß die Mutter getan, die sich nicht getrennt denken konnte von ihrem Kinde." Hie und da hüpft wohl auch eine kleine Bosheit auf: „Trotz geistlichen Beistandes ging die Fahrt ohne besonderen Unfall von statten." Immer aber blüht seine innigste Menschlichkeit, überall ist jenes anheimelnde Das-Herz-auf-dem-rechten-Fleck-haben, jener wundervolle Enthusiasmus, immer umfängt uns „eine gemütliche Wärmestrahlung, eine humanisierte Luft — die Atmosphäre der Familie."

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Maria Marleen.

Hans Reisiger, Maria Marleen. (S. Fischer Verlag, Berlin.) — Man liest dieses Buch mit kaum beschreiblichem Gefühl, wie man etwa an einem Sommerabend bei Ampelschein in der Loggia einen dunklen, schweren Wein schlürft, allein, versonnen, träumerisch, indes von einem fernen Garten Musik herüberklingt und gedämpftes Summen von Menschengewitter. Und wenn man es nachher, noch durchbebt von tausend schmerzlich-süßen Empfindungen, in den Schrank tut, so stellt man es neben seine liebsten Freunde, in die Reihe des Gustave Flaubert und des Anatole France, des Hofmannsthal und des Stefan George und des Rainer Maria Rilke und der Wassermannschen „Masken Erwin Reiners". In den Kreis der heiligen Zauberer der Seelenkunde und in den Kreis der köstlichen Virtuosen der Sprache. Denn dies ist ein Meisterwerk tiefstgrabender Herzensentschleierung und ein Meisterwerk des Stiles zugleich. Unterirdisch und überirdisch und irdisch, beäugend-irdisch zugleich. Wieder ist — von Constants „Adolphe" geht eine Kette mit vielen leuchtenden Gliedern bis hierher — das Zusammenstehen und das Gegenüberstehen zweier Menschen gemalt, die Auseinandersetzung zwischen Mann und Weib — doch mit neuen, verborgeneren, schleierzartesten Unterströmungen, mit weiterbohrender, subtilster Psychologenkraft. Ein Weltmann von innerlichster, kultiviertester Eleganz, ein vornehmer Eremit von schwelgerischer Einsamkeit, ein seltener Kenner und verwöhnter Zärtling und matter, müder Selbstquäler; ein starker Skeptiker und grüblerischer Prüfer: „Alle ihre blühende Frohlichkeit entzückte ihn und nahm ihm die Furcht, die er heimlich immer vor dem Absichtlichen und Bewußten hatte, und die er im Beisammensein mit Frauen immer ängstlich erwartete, da er selbst sich dann auch sogleich als einen Akteur empfand, und jede seiner Bewegungen, alles, womit er zart und liebenswürdig sein wollte, wie die Mimik eines Hanswurstes mit eigenen Augen innerlich sah." Ein Selbstling, bisweilen von jäher, abweichender Ueberhebung und spielerischer Souveränität und posierender Gehässigkeit, die sich blitzschnell in so einer vagen Gebärde ausdrückt: „Er hob mit einem kurzen Ruck mehrmals das Gesicht empor wie in einer komischen und gegenstandslosen Demonstration von Hochmut." Hinter welcher Abwehr doch nur in empfindlichster Zurückgezogenheit die Ohnmacht lebt, etwas vom Verlangen und von der Wehmut seiner Seele zu gestehen und seiner zagenden Sehnsucht. Neben ihm eine Frau von wunderholdem Liebreiz und stiller, umschleierter Hoheit und entzückender Feinfühligkeit: „Und sie spürte wohl, jäh und flüchtig, gleichsam körperlich, wie Lachen und Weinen zu tiefst dasselbe sein können. Denn sie dachte alles dieses sich nicht mit Worten und mit ihrer Klugheit aus, sondern fühlte es wie Blut und Wesen in sich." Von spröder Glorie und stolzer Genugtuung des Alleinstehens: „Und es schien ihr dann doch wieder besser und wünschenswerter, das Leben ein wenig ins Ungewisse zu verlieren, aber Freiheit, Spiel, Erwartung in sich zu besitzen, noch selbst, allein, dieses Seelending zu sein, das da lebte und sich freute und litt, und nicht gebannt zu sein in diese allzu innige Zweiheit: Mutter und Kind." Manchmal aus einem Gefühl von Schwäche und Widerstandslosigkeit kindisch rücksichtslos und verstockt und herrisch trotzend, in eitler, nachdenksamer Rührung mit sich selbst und süß-flunkernden Allüren: „Kann ich meinen Mann wirklich glücklich machen? dachte Maria. Und sie dachte diese Worte „meinen Mann" mit dem seltsamen spielerischen Willen, ein wenig dramatisch zu sein." Diese zwei Menschen leben — nach langen, weiten Reisen — in reizvoller Entrücktheit in dem einsamen, melancholischen Lande, mit Zügen von Wolken, mit Wiesen und Wassern und drüber hinschwirrend die Schwärme der Schwalben . . . Ein diskretes, losgelöstes Dasein mit arrangierter, prunkender Lebensführung, darin Schlemmerhaftes und Feinschmeckerisches, Raffinement und Lässigkeit und traurige Grazie, das beredte Schweigen dämmernder Stuben und Nervosität und Abgeschiedenheit und eine höhere Schlichtheit ist. Und eigentlich nichts als dies: Betrachten und Genießen und Ahnungen; eine lautlose Feinheit mit schwacher Selbstironie. Die Frau geht durch die Landschaft hin oder sitzt in ihrem versponnenen weißen Haus und liest in einem Buch, und sie ist ganz erfüllt und durchströmt von dem Rausch des Hierseins und von liebender leiser Seligkeit, und plötzlich wieder kommt eine Ungeduld über sie und ein unbestimmtes Bewußtsein von Lächerlichkeit und die große Tragik letzten Verlassenseins: „Ich bin hier allein", redete sie zu sich. „Jeder Mensch ist ganz allein. Man muß wie ein Raubvogel in seinem Neste sitzen, oder wie eine Löwin herumstreichen und kratzen und beißen." Sie lachte darüber. „Und der Mann, der innige Auskoster, der müde, weiche Anbeter und fanatische Ueberschätzer des innersten Lebens, der Abenteurer des Gefühls und übersättigte Weltbummler, durchspäht immer seine Seele und leuchtet ihre Heimlichkeiten ab und verzehrt sich in Zerrissenheit. Beide sind von solch stahlfeiner Sensibilität, daß sie schon mit klarem Bewußtsein von jedem Gedachten wieder den Gegensatz in sich spüren und auf den geheimsten inneren Gegendruck und das tiefste, nicht greifbare Gegengefühl jeder leisesten Regung reagieren. Beide lugen in sich hinein und wägen ab, und alles schwankt ihnen und zerbröckelt und verstrickt sich, nicht eine Wahrheit bleibt mehr, alles wird in ihrer Zweifelsucht und Reflexion unsicher und zerrinnend und trügerisch. Hinter den sinkenden Hüllen liegt Zerbrechliches und Entschwebendes und Ungelöstes. Alle Worte können nichts Dauerndes hinstellen und sind nur die Schleier um neue beklemmende Rätsel: „Aber alles, was sie hätte sagen können, nahm schon in ihrem Sinn eine solche übermäßige Kraft und Bedeutung an, daß sie es nicht hätte aussprechen können, ohne sogleich unwahr zu sein, ohne sogleich eine ganze Fülle von Wortmächten wachzurufen, die, unabhängig von ihrer beider wirklichem Willen, sich in Disputation verwirrt und verfangen hätten." Jedes von den beiden hockt eigentlich auf einem eigenen Stern in kalter Abgeschlossenheit, und hat etwas wie eine eigene undurchdringliche Sphäre um sich, und in ihrem Verhältnis zu einander ist lauter Fremdheit und Uebersehen, und die Luft um sie ist voll Disharmonischem und Verstörtem. „Wir haben uns mit hundert Wünschen und Befürchtungen ineinander hineingerettet und geborgen. Und wir können beide nicht das Einsame aus uns verdrängen, das schon allein im Schlafe — wie in leibhaftigem Symbol — von uns Besitz ergreift und uns trennt. Wir zittern vor Verlangen nach Wahrhaftigkeit und belügen einander, da wir keine Worte haben, das auszusprechen, was wir meinen."

Und mit einem Male klingt in diesen eigenwilligen und exaltierten Menschen ein kaum merkliches Mißbehagen, huschen Sorgen und Aengste durch sie, die eigentlich aus dem Nichts kommen, steigt, aus unbegreiflichen Ursachen ein ganz undeutlicher, gegenstandsloser Haß, ein peinigendes Gekränktsein und ein verschwommener Zorn auf. Haltlos und durch die Dauer klein gemacht und weh-enttäuschend und unvollkommen erscheint ihnen ihre Gemeinschaft. Ein Zukunftsbangen, ein Langen nach dem Fabbaren, Einfachen, Harmlosen, Sicheren, Starken, Lebensvollen: „Wenn man doch mehr Wirklichkeit im Leben hätte! wenn man sich doch nicht mit all solchen Gespenstern herumschlagen müßte: wie wäre es, wenn — und was wird sich ereignen, wenn — und was hätte sein können, wenn nicht — — —! Wenn man doch inmitten der Ereignisse stände wie in einem traubenstrotzenden, heißen, duftenden Weinberge oder in ihm schwimmen müßte wie im Meere, wo die rastlose, heizende Wucht der Umgebung das Herrschende ist und einen mitreißt." Das Seelische wird ihnen jetzt zum Alp, und sie müssen sich in die lautlose Wahrhaftigkeit des Körperlichen retten. Sie reisen wieder, und die laute, drängende Hast und das Getriebe draußen läßt in dem Mann eine junge, freiere, frischere Männlichkeit blühen: „Die metallenen Geräusche der Straßen und Bahnhöfe trieben alle Stimmen der Einsamkeit aus ihm, sie gingen ihm wie ein neuer Rhythmus ins Blut, sie machten ihn, sozusagen, reden, gehen, essen und empfinden wie eine Maschine."

Und da sie fühlen, wie eine Trennung sie nur noch zerstörter und entwurzelter und verwaister und verstümmelter machen müßte, so stehen sie am Ende wieder nebeneinander, beruhigter, gefestigter, erlöster, reicher an Ursprünglichkeit und Vertrauen, und begnadet mit der Erkenntnis des Wunders auch ihres zwei-einsamen Edel-Existierens, in feierlichem Frieden. Das Große segnet ihren Bund: „Unverstandenes, Unverstehbares hielt sie in all ihrer kräftigen Zwiespältigkeit vereint, Ehrfurcht vor ihrer beider Leben, Ehrfurcht vor ihrer beider Tode."

Gesteigertes Bewußtsein vom Geschenk des weisen Erlebens, atmende Seligkeit der spendenden Stunden erfüllt die Frau: „Sie dachte daran, daß man alles Frohe und Glückliche im Leben, alle Lust und Gesundheit, alles Lachen und Springen und Tanzen als innerstes Bild sich bewahren und immer wieder mit Zuversicht erneuen und wachrufen müsse: daß man seine eigene Vergangenheit füllen müsse mit Freude." Zukunftsselig und erhoben und in göttlicher Kraft schreitet sie nun weiter: „Wir werden vielleicht nicht" — sagte sie zu sich, indes ein Lächeln durch ihren Sinn glitt — „wir werden vielleicht nicht durch die Hallen der Ewigkeit wie jenes seufzende Seelenpaar, gleich Tauben geschaukelt, miteinander fliegen! Aber wir werden vielleicht in Einsamkeiten wachsen, darin wir uns kennen und grüßen werden."

Mit weiser, gereifter Sprachkunst ist dieser Roman der Untergründe niedergeschrieben, mit edler Meisterschaft, welche die Worte wägt und den leisesten, intimsten Nüancen ihren Klang ablauscht. Hier ist wieder eine Seltenheitspoesie von kühlem Schimmer, in der verborgenste Lyrik blüht, glitzernd in farbigem Phantasieren und funkelnd in bleichem Glanze. Umdunkelte Abendstimmungen und stockende Gespräche und unbewußte Versunkenheiten; Zwielicht des Herzens, Zurückhaltung; Hingegebenheit, von Zweifel umwittert; zerflatternde Neigungen, von stummem Schluchzen durchweht. Süße Schemen, ins Ungewisse zerfließend; Menschenschwermut, umspielt von geistreichen Lichtern. Immer bleibt vor unserem inneren Auge diese Frau mit dem schönen Namen, ihr umschattetes Angesicht mit dem etwas gemachten Schmerzenszug, ihre ungeduldigen Bewegungen und ihre lässigen und ihre herben . . . Fast glauben wir, ihr feines, leichtes Blut durch die Adern ihres Halses hindurchschimmern zu sehen . . .

Und immer die Natur um die Menschen, wie etwas, das mit ihnen und durch sie hindurch wallt und webt; und alles gedämpft und abgetönt, gesänftigt und vergeistigt; und immer eines fernen Dichters zitterndes Mitfühlen; und immer wieder die schwere Kostbarkeit der herrlichen Worte, der singenden, silbernen, seligen Worte — Bilder voller Flammen und Gleichnisse voller Musik. — — —

Ein Abglanz von Schnitzlers zärtlicher Grazienkunst ruht darauf. Und zuletzt tönt ein Akkord, wie Verse von Rilke:

„Und dann meine Seele, sei weit, sei weit,
Daß dir das Leben gelinge,
Breite dich wie ein Feierkleid
Ueber die sinnenden Dinge."

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Frauen-Bücher.

Es ist lehrreich, einige neue Frauenromane im Zusammenhang zu betrachten. Festzustellen, daß sich seit fünfzig Jahren im Grunde genommen nichts verändert hat, daß es hier keinen Fortschritt und keinen Aufstieg gibt. Noch immer ist es so, daß die großen Züge der zeitgenössischen Literatur sich hier verwässert, vergröbert, verflacht, verzerrt wiederfinden. Die neuen Errungenschaften werden mitgemacht, nicht mitgefühlt. Schließlich dreht es sich immer noch um das Zustandekommen und um das Zerstörtwerden von Ehen, um Liebeslust und Liebesleid, diese uralten Lieblingsthemen ausstaffiert und geflickt mit modernen sozialen, politischen und ethischen Fetzen. Und was den Stil anlangt: er mag sich noch so sehr an die neuen vergötterten Vorbilder halten, sich noch so originell gebärden, immer wieder gleitet man in die plätschernde Seichtheit, in die triviale Gemeinplätzigkeit, in die falsche Rührung und Leidenschaft und Schlichtheit, in die kokette Interessantheit und die naive Banalität des altbewährten Papierdeutsches zurück.

Am krassesten zeigt sich solche Unselbständigkeit in **Edith Donnerbergs** „Aus dem Tagebuch eines Königsmörders", mit dem anspruchsvollen Untertitel: „Blätter zum Nachdenken". — (Straßburg, Verlag von Josef Singer.) Ein Dilettantismus, der hinter Wedekind und Dehmel herstöhnt. Wildgewordene, blutige Kolportage, die in Anarchismus macht. Mehr psychiatrisch, als psychologisch! Die kaltblütige, verbohrte Puppe und raffiniert vogelfreie Kanaille, mit dem bezeichnenden Panoptikumsnamen „Beramaria", die im Mittelpunkt dieser Schreckenskammer steht, wirkt in ihrer erkünstelten Lulupose wie eine Karikatur. Stilprobe: „Roman von Berger mein Schutzengel und Blitzableiter, stand auf und nahm die Schwierigkeit einer Vorstellung von meinen schwachen Schultern". (Wahrhaftig, das steht da! Seite 110.) Närrisches Phrasengeschmus und gestammelte Verworrenheiten und aufdringliche Burschikositäten („ist mir wurschtepiepe"). Am Schluß ein affektiertes: „Ha! Ha! Ha! Ha! Ha!"

Nr. 2. Freigewordene. Roman von **Hilde Gräfin von Schlippenbach** (Erdmuthe von Wels.) — (Verlag von Carl Reißner, Dresden.) — Eine seelisch reiche Frau lebt an der Seite des handgreiflicher reichen Gatten, ein Innenmensch an der Seite eines rotbäckigen, zuverlässig soliden, in sich gefestigten Durchschnittsbanausen. Im Herzen tief drinnen die stille Sehnsucht der Unfriedeten nach Freiheit, den Drang ins weite, große Leben, den Durst nach der Welt, nach dem Glück . . Ein kranker Lebensbummler, ein sterbender Auskoster erlöst sie aus den Fesseln des oberflächlichen Muskelmenschen. Einer von der Art des Dr. Rank, zynisch und gutmütig und von überlegenem Genie, eine innerlichst zerbröckelnde Kraftnatur. Für ihn, den Absteigenden, wird sie ein verwehender Duft, ein blühender Sekundentraum, eine kurze, einzige Seligkeit vor dem Untergang. Und er wird für sie der Erwecker aller schlummernden Kräfte, der Dornröschenprinz ihrer Künstlerschaft. Sein Sterben noch reißt ihre Talente ganz, wühlt das Letzte Goldechteste aus ihr heraus, krönt sie zur einsam thronenden Künstler-Dolorosa, in der großen Königlichkeit der entrückt Schaffenden.

Ueber dem hoffnungslosen, langsamen Erblassen des geliebten Mannes ruht eine weiche, matte, tieftraurige Stimmung wie über Schnitzlers melancholischem, mildem Schmerzensbuch vom „Sterben". Sonst steht etwa Thomas Mann in der Erinnerung des Ganzen. (Auch hier reden die Menschen Feuilleton: „Es gibt Dinge, die man nie überwindet," sagte sie langsam; „das Leben wissen und hinter seinen verschlossenen Türen hoffnungslos warten, ob sie nicht doch einmal aufgehen — Blüten um Blüten zerstieben sehen, die nie zur Frucht reifen können — eine wache Seele haben, die doch sich selber nie erleben darf — das ist auch Hungersnot, Guntram, fast so bitter wie die Deine." Auch hier die Uebelkeiten unkultivierten Frauenstils: „Wie Flammenhauch ging sein Atem über sie hin." „Zunächst stiegen schwere Wolken am Horizont von Eva und Guntrams heimlich erblühendem Sommerglück auf." Oder gar solche trocken dozierende Pfennigeschwätzigkeit: „Diese Liebe war der Grund, in dem die noch schlummernde Größe in ihr, sich fest verankernd, den rechten Boden fand, aus dem sie emporwachsen konnte zur ganzen Entwicklungshöhe ihres inneren Menschen und ihres Genies. Ist doch der nervus agens nicht nur unserer Handlungen, sondern auch der bestimmend in unser Schicksal eingreifenden Seelenvorgänge ganz gewiß in unzähligen Fällen die Selbsthilfe, durch welche die unbeirrt für ihre Zwecke in uns wirkende Natur sich ihre Wege ebnet.")

Den ohnehin ein wenig derben Schönherr etwa verplumpt noch **Juliane Karwath** in ihrer „Katharyna Hoferbeck" (Carl Reißner, Dresden.) Der Konflikt zwischen Katholischem und Lutherischem wird etwa in der unterstreichenden Art eines epischen Philippi gezeichnet: statt des Zusammenpralls zweier Weltanschauungen der Guerillakrieg zweier Cliquen; statt der geistigen Schlacht eine geistliche Schlacht, mit physischen Mitteln! Keine Ueberzeugung, sondern ein Attentat! Und gleichsam als Symbol eine Frau zwischen zwei Männern: einem Evangelischen, der ihr Gatte wird und ein biederer Durchschnittskopf von subalterner Bürgerintelligenz ist, und einem Katholiken, einem polnischen Kavalier mit noblen Allüren und ordinärer Gesinnung, einem seichten Windhund und schwerenöterischem Filou. So etwas wie ein geschniegeltes Friseurideal, forscher Draufgänger und Spötter und Lebemann, doch fanatisch ultramontan, ein verfluchter Kerl! Der einst ihren Vater vernichtet hat und nun ihren Mann vernichtet, und mit dem sie zuletzt die Ehe bricht und nach heißer Liebesnacht hinabsteigt.

Als vierte und letzte Nummer: **Else Torge**, Ringeleins Insel. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.) — Man liest die ersten Seiten dieses Buches mit leisem Unbehagen, steigt übelgelaunt in den — allzu oft nach der gleichen Schablone gezeichneten — Hexenkessel einer kleinen Universitätsstadt mit all den freien Gepflogenheiten akademischen Treibens und den schwerfälligen Sentimentalitäten katzenjämmerlicher Burschenrappelköpfigkeit. Aber bald fühlt man, daß hier eine weichere, sicherere Hand malt, lebt sich mit zärtlicherer Anteilnahme in alle diese liebenswerten Gestalten ein: in jene alte Nähmamsell, die Fräulein „Schließlich" genannt wird, „weil sie das Wort schließlich so viel gebrauchte", und Frau Pittchen, die den Bibelspruch über reinen Lebenswandel nur bei Theologen in ihrer Studentenbude läßt, und jene leichtsinnigen Puppen, jene Hartleben-holden Verhältnisse von zierlicher, flunkernder Gassenmädelgrazie, deren dunkelheller Weg zuletzt erschütternd in die Gebärabteilung der Frauenklinik führt. Hat seine heimliche Freude an solchen kleinen Fressen-Zügen, solchen sicher geschauten Einzelheiten und köstlich festgehaltenen Augenblicken, wie einer tauschenden Weihnachtsfeier oder der Erregung der Parseval-Ankunft oder einem Vortragsabend der Freien Studentenschaft. Und dann zieht aus dem Bierdunst dieser engen Welt, aus der spießbürgerlichen Innigkeit Marburgs Lebensnachdenkliches und Tieftragisches und neues, freieres Weltgefühl und mildere Menschlichkeit herauf. Die verschwiegen-entsagende Tragik einer kleinen, tapferen Frau, der das Geschenk der Mutterschaft nicht gegeben ward, eines schönen, traurigen, seelenstarken Engels, und ihr Lebenskampf um den geliebten Mann. Sie ist verbunden mit einem burschikosen Kraftmeier, einem lebensdurstigen Erdengenießer und harmlosen Faltermenschen, einem „rabiegenialischen", frauenverliebten Architekten, der wie ein schmunzelndes Gegenstück zu dem Musikus-Don Juan im „Konzert" des Hermann Bahr ist. Eigentlich ist er ein Kind und hängt am Dasein und ist immer der Spielball seiner drängenden Triebe und seiner verlangendsten Vatersehnsucht. Und liebt im Grunde doch immer die Eine, die so recht seine strahlende „Irene" ist. Doch drüben steht herrlich lockend und Erfüllung verheißend die Andere, die „Maja", und seine naiv-egoistische Herrenmoral stürmt bedenkenlos und ohne Gewissensbisse mit der frischen, leichten Unbekümmertheit resoluten Jungentums hinüber! Für die Frau beginnt nun der Passionsweg aller Pein und aller Grausamkeit verratener Liebe. Und dies ist das Köstlichste an dem Buche der Else Torge, daß jener Passionsweg darin bis zur letzten, schwersten Station durchpilgert wird, daß an seinem Ende das Zauberwort „Verzeihen" flammt. Daß eine Frau hier bis zur mutigsten Freiheit ergreifender Menschengüte, bis zur verstehendsten Vorurteilslosigkeit reift. (Daß gerade eine Frau dies gebildet hat, eine Frau in qualvollster Selbstüberwindung Menschenwahn und Menschenhärte zerbricht. Daß eine Frau zeigt, wie man doch hinwegkönne über das Schlimmste, das die Anmaßung der Selbstgerechten mit dem plumpen, strengen Zelotenwort „Ehebruch" gebrandmarkt hat; wie die Liebe, die große, einzige, geheiligte Liebe, auch Irrungen und Wirrungen zum Besten kehrt.)

Nach erschütternd stummer, zerbrochener Pein kommt trostvoll besänftigend ein leises Aufdämmern von einer wunden, engelhaften Ueberlegenheit, von wundersam ergreifendem Verzichten, von einem resignierten Kompromiß, — eine Erkenntnis, leidensvoll schwer und herrlich zugleich, wie eine Märtyrerkrone: „Entsagen können, solang man noch hofft! Freiwillig geben, ehe man es uns mit Gewalt entreißt, das ist schließlich der Weisheit ganzer Schluß! Das eine macht zum König — das andere zum Bettler!" Ueber alle Störungen und Kränkungen; über alle Trübungen und Tollheiten hinweg finden die Getrennten sich wieder zusammen in nachsichtig-kameradschaftlichem Ausharren. Eine einfältig-süße Dreieinigkeit, ein strahlender Bund: der geliebte Mann und die zwei Frauen, anbetend vor dem Höheren, Unschuldigen, Besänftigenden, Sonnigen — vor ihrem Kind!

Neben diesem freieren und weicheren „Graf von Gleichen"-Drama die einfache, ans Herz greifende Tragik eines Studentenschicksals: Ein anheimelnder Theologe von schönem Idealismus, über dessen strenge Gelübde doch schließlich der Rausch der duftenden Sommernächte triumphiert, der dann sein Studentenmädel heiratet, vom Vater Geheimrat verstoßen wird und nun in verlassener Armseligkeit mit dem verschüchterten, hündisch ergebenen Schatz haust. Man vergißt das nicht, wie die zwei Verwaisten und noch ein Häuflein heimatlose Studenten und Studentinnen draußen im Walde ihren Heiligen Abend feiern, wie diese zerfetzte, zerschundene, zerzaust-elende Jugend in bitterer Mutterseeleneinsamkeit inbrünstig zum dämmernden, weiten Winterhimmel singt:

„Ich geh' auf dürrem Wege,
Mein Rock ist arg bestaubt,
Weiß nicht, wohin ich lege
In dieser Nacht mein Haupt." — —

Man vergißt die Frau mit dem süßen Namen Tine Ringelein nicht, mit dem lächelnden Schmerzenszug um die Lippen und dem wundersamen Knacks im Herzen, um die ein wehender Kinderreiz schwebt und eine holde, unsichtbare Glorie fließt; vergißt nicht, wie sie mit der zusammen ist, die mit ihrem Manne die Ehe gebrochen, und die ihm nun den ersehnten Sohn schenken wird: „Da kniete die kleine Frau an dem Sessel nieder. Ihre Seele fand keinen Haß und keine Bitterkeit mehr. Machtlos neigte sie die Stirn über den Schoß der anderen — — —"

Und nur ungern erinnert man sich — pflichtgemäß — daran, daß neben all diesem Menschenergreifenden, Flammenden und Verheißungsvollen viel Unzulängliches und Unechtes steht. Daß neben sicheren Vergleichen von männlicher Bildkraft, wie diesem: „Denn die Spaziergänger von Marburg pflegen sich gleich angepflöckten Ziegen, die an unsichtbarer Leine grasen, nur in einem magischen Kreise um die Stadt zu drehen, wo sie immer ein oder den anderen Zipfel von ihr wieder tröstlich vor Augen haben" — oft solch eine Weiber-Abgeschmacktheit ärgert: „Und er redete sich in eine große Tapferkeit hinein und nahm sein weiches Herz fester als je in gläubige Hände."

* * *

Vier Frauen tanzen einen flimmernden Reigen: Ein abenteuerhafter Bohème-Putz von erkünstelter Ueberspanntheit — Ein adliges Malweib von gespreizter Damenhaftigkeit — Eine bürgerliche Pute von verworrener Geschlechtlichkeit — Eine Heilige mit dem leuchtenden Schein. Dazu gespensterhaft hohnlachend eine goethesche Weise (doch freilich in anderem Sinn, als in dem sie ursprünglich gemeint war):

„Wir nehmen das nicht so genau,
Mit tausend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann."

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Paul Grabein, Das neue Geschlecht. (Verlag von Greiner & Pfeiffer.) — Das abgespielte Thema von dem Krieg der Alten und Jungen gestaltet Grabein auf eine recht banale und mild verträgliche Weise. Daß ein Mädchen Medizin studiert, erregt bei ihm noch die aufrührendsten, erschütterndsten Kämpfe. Dabei geht das alles in Berlin vor sich, in so einer Art märkischer Buddenbrock-Familie, die den Sohn nach Amerika zur Ausbildung schickten. Und noch die Jungen sind in diesem Buch keine herzerfrischenden Empörer und herben Lebenskünger, sondern (auch sie!) rechtschaffene Durchschnittsmänner und schwadronierende Musterknaben von ernstabler Solidität. Nirgends wird das Gleichgewicht herkömmlicher Ordnung ernstlich gestört. Nirgends leuchtet der Gegensatz zwischen alter und neuer Weltanschauung in erbarmungslos-packender, erbitternder Tragik auf. (Höchstens der Gegensatz zwischen Röllchen und Oberhemden. Jawohl!) Es ist mehr eine Gesellschaftssache, als eine Lebensfrage! Natürlich droht dieser Kampf eine zarte, innige Liebe zu zerbrechen. Natürlich ist den starrköpfigen, polternden Biedermännern als wirksamer Kontrast „ein gütiges, alles verstehendes Elternpaar" gegenübergestellt, „das im Herzen jung geblieben ist und daher immer mit seinen Kindern fühlung behalten hat". Natürlich reichen sich zum Schlusse wieder einmal die Gegner über einer Bahre die Hände zur Versöhnung. Natürlich präsentieren sich dann auch zwei glückliche Paare. Einlenken, laues Sichabfinden, Waffenstrecken! Aus!

Max Hermann.

Literarische Rundschau.

Romane.

Emil Rasmussen, Sultana. Ein arabisches Frauenschicksal. (Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg.) — Tristan und Isolde in Tunis! Eine erschütternde Liebes- und Lebenstragödie in der bunten Welt dieser Exotik! In diesem Getriebe von flimmernder Glut und geiler Fülle, von Lüsten, Neugierden, Raserein, Täuschungen, Wildheiten, Wallungen, Brutalität, Rachegier, Fanatismus, Gelächter und Geschluchz. In dieser tollen Schar von Heiratsvermittlerinnen und Zauberern und Händlern und Tänzerinnen und Gauklern und Agitatoren des Fremdenhasses und Heiligen, die eigentlich halb verfaulte Idioten sind. In diesem wimmelnden Gemenge von Europäern und Beduinen und Juden. In diesem Strudel, in dem es braust von dumpfem Lärm, von Kreischen, Gestammel und Gerächel. In diesem Chaos durcheinander taumelnder, gierender, verendender „Barbaren". In diesem erhitzten „kleinen Welttheater", auf dem es Prügelszenen und die gut gespielte Komödie eines Mädchenraubes und schwermütige Liebeslieder und Hochzeitszeremonien und Beduinenturniere und Mord und Hinrichtung gibt. Wo eine bekehrungswütige Methodistin ihren geistlichen Freund und Tröster schließlich heiratet, und ein junges, malträtiertes Beduinenweib ihrem verprügelten Leben ein Ende macht, ergreifend stirbt, im Wirrwarr verschwindet. Und dann plötzlich: „Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor, da scheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor . . ." — Dann ist also die braune Heldin dieser Schicksalstragödie da, die kleine Araberin Sultana, fast ein Kind noch, verliebtes Balg und voll versteckter Begehrlichkeit und launisch-zarter Anmut und peschtig ungezähmter Rabiatheit, schwermütig, leichtsinnig, naiv, raffiniert! Fast so etwas wie ein holdes Symbol und Urbild dieser ganzen Zauberwelt! In ihr geringfügiges Dasein greift nun das Riesige, Dunkle — über ihr Seelchen bekommt nun die große Liebe Gewalt. Jene Liebe, in der alles ist: Hastige Angst und süßer Betrug und tiefste Erschütterungen und lächerliche Kleinlichkeiten, Glück und Qual und Unvollkommenheit und Verräterei und Irrtümer, stummer Schmerz und wunderselige, schimmernde Lust und Mattigkeiten und Elend. Und immer dies tiefe, unüberwindbare, innige Drängen, immer jener übermächtige, himmlisch-irdische Trieb! Jene Liebe, die sie dem Angebeteten das Einzige bekennen heißt: „Ich verlange gar nicht von dir, daß du mich heiraten sollst. Behalte mich bei dir, solange du mich liebst . . . Wenn es vorbei ist, so ist das Leben vorbei, und weiter hinaus brauchst du gar nicht zu denken — um meinetwillen nicht." Doch der junge Franzose, dem sie dies süße Geständnis macht, ist ein unbedeutender, skeptischer, schwacher, schwankender Versallmensch mit idealem Sinn, ein nachdenklicher Lebensbummler, ein lauer Selbstling und kraftarmer, kleinlauter Weltmann. Und als sich ihm die Ersehnte hingegeben hat, da tut sich vor ihm der Abgrund zwischen Begehren und Besitzen, die Kluft zwischen Träumen und Handeln, zwischen Wünschen und Haben auf, da fühlt er die Unzulänglichkeit aller Erfüllung. Der Genuß bringt bei ihm ein peinliches, ernüchterndes Erwachen: dieser reflektierende Jüngling fragt sich enttäuscht: „War dies das Ganze? . . . Er saß da, zwischen den Händen eine zerfallene Illusion, ein zertrümmertes Ideal." Hiernach, nach dieser spöten Vereinigung, mit den Schatten und Geträumtheiten der Vergänglichkeit, kommt der Rächer, kommt der Tod. Ueber Isolde sinkt die schwere Nacht.

Und Tristan fährt nach Paris und sucht zu vergessen. Aber die Vergangenheit hält ihn unentrinnbar fest, und so kehrt er nach Jahren wieder nach Tunis zurück und lebt nun alternd, resigniert mit dem Bruder der Geliebten, der einst sein Jugendfreund war und jetzt ein phlegmatischer, faulenzender, arabischer Familienphilister geworden ist. Und um ihn ist immer der Duft jener verschollenen Liebe und die schwermütige Bitterns verwehter Seligkeiten. „Er sah in sich selbst einen Baum, den der Blitz getroffen hat. Er stürzt nicht. Er steht — aber er grünt nicht mehr. Nun wollte er wenigstens gleich dem Baume an dem Orte stehen, wo er einstmals gelebt hatte. Und dann waren ja noch die Kinder der anderen, für die man leben konnte und der große, stimmungsvolle Friedhof Sidi bei Hassen, wo klein Sultana lag." —

Zwischendurch scharfe Glossen gegen fromme Verlogenheit und bornierten Starrsinn: „Welcher Bettelmönch schrie wohl je seine Armut so laut aus, daß seine Nachkommen nicht Paläste bauten." Oder: „Und Islams eine wunderliche Neigung zutage, sich durch Andersgläubige die Galle erregen zu lassen." —

Unvergeßlich aber bleibt jedem die unsagbare Stimmung, die dieses erinnerungstrunkene Gemälde umleuchtet, unvergeßlich diese arabische Ehesünderin von bebender Anmut und trüber Grazie und banger Lieblichkeit. Und dieser ganze trunkene Traum von glühender Pracht und stürmischen Schicksalsstunden und blühenden Menschen und toter Schönheit, mit dem Heißesten dieses Daseins und den schmerzlichsten Schauern des Entsagens. . . .

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Romane.

Balladen.

Friedrich Vollandt, Aus alten Chroniken und jungen Tagen. (Axel Juncker Verlag.) — Adel und Derbheit, Schönheit und Laune, Kraft und Zartheit, alles steckt in diesem neuen, starken und frischen Balladenbuch! Farbige, flotte, helle, mannhafte Gedichte stehen darin, voll Ursprünglichkeit und gewaltigem Lebensgefühl. Im Grunde genommen sind es ja immer die alten Themen vom Wandern und vom Kämpfen, von Haß und von Liebe — vor allem die Liebe! Aber wie sind sie gesehen, wie sind sie gepackt! Man lese etwa den strengen, herben, knappen „blinden Spion". (Und man lese laut!) Oder jenes Lied von dem Säufer aus Liebeswut: „Die Ratten des Herrn von Rodewald", das fast wie ein Deliriumsgegenstück zum „Erlkönig" mit räudelhaft-nächtigem Humor wirkt. Da ist der „Graf v. d. Hoyen", dieser hinreißend dämonische Sang von dem wilden Waidmann, der seine Hirsche höher hält als so einen Lumpenkerl von Menschen — ein Sang voll herzhafter, trotziger Brutalität und mit einem schneidenden, überlegenen Einsamkeitslachen —, und das Altmeistergemälde „Conrad Giech", darin ein greiser Sasse von der wuchtigen Art des „Oberhof"-Herrens sich zum Sterben rüstet, reif, markig, ernst —, und „Der Abt von Bareith", dem ein Traum vom Jugendlieben das Ende verklärt, von erinnerungstrunkener, dunkler Schönheit, gedämpft, wie in Moll —, und das klingende „Intermezzo" von dem Gecken und Helden, wunderbar konzentriert, scharf, brüsk, schlagend —, und die düstere Tragödie der „Gezeichneten", rauh, aufrührend, in grellen Farben flackernd, voll gedrungenem Haß. Dann all die prächtigen Stücke, in denen das Erotische mit unbekümmerter Rücksichtslosigkeit, ehrlich und keck behandelt, das Nackteste in triumphierender Unverblümtheit gemalt wird. „Hilarius", sonnig, schalkhaft, delikat, voll heißer Jugend —, oder „Die Rechtsschule von Bologna", behaglich-dreist und entzückend-schelmisch —, oder das heitere, derbe, volkstümlich-gemütliche „Kribeweiß". „Der Frauenweih'", eine Art lyrisches, sanfteres „Frühlingserwachen" —, und das kapriziöse, emüsant-hohle, galante Histörchen von dem verfänglichen Traum des Töchterlein des Althändlers —, und die Strindberg-bittere, bewegte Phantasie von dem tollen Hexensabbath „Walpurgis" —, und „Der Schmiedegesell", dieser stürmisch-ironische Trutzgesang von einer unbezähmten Widerspenstigen. Köstliche Vergleiche: „Steht zwischen den Höhren ein Felsenturm / Und starrt so dreist und verwegen / Durch der Wolken Geheuchel zum Herrgottsthron, / Als stünde ein Spötter in trotzigem Hohn." — „Ehe war sie weiß, die Heide, / Weiß, als wie der Liebe Blüten; / Doch um jedes Jungfernhäutchen / Schämte sich ein weißes Kräutchen, / Rot, als wie der Schande Blut, / Mägdlein, sei auf guter Hut." — Naturbilder von Böcklinschem „Pan"-Humor: „Drauf täten die Hummeln mit tiefem Gebrumm / Sich gleichfalls zum Heimweg bequemen. / Und schauten sich nach den Libellen noch um, / Als sollten sie recht sich was schämen." — Leider stört immer und immer wieder eine gewisse sprachliche Nonchalance, die liederlich falsche Reime, wie „Walde — alte, Pfleg' — bräch, Wege — wäge, heißen — weisen, Feld — fällt, Felsen — schmelzen, geforcht't — geborgt, aber einen Vers, wie „Die eh' so geruh'g, wie am Firne das Eis" duldet. In Summa jedoch: Ringende Lieder eines kraftstrotzenden Antiphilisters und saumisch-forschen Draufgängers. Flöten und Fanfaren (mit Mißtönen)!

Max Herrmann.

Legenden.

Briefe.

Literarische Rundschau.

Richard Sexau, Märztrieb. (Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg.) — Der Herr Dr. Richard Sexau sagt im Doppelheft 7/8 der „Wiener Kunst- und Buchschau“ von seinem Roman unter anderem folgendes: „Von dem Duft und rätselvollen Zauber, der die Reifejahre kennzeichnet, ein wenig dem Leben abzulauschen und in der schlichten Geschichte einer Jugendliebe einzufangen, darauf ging ich aus, ohne vor schwülen Situationen zurückzubeben, wenn zu ihnen die Entwicklung drängte, im redlichen Bemühen, Menschen von Fleisch und Blut zu schaffen, deren Geschick ergreift. Allgemeingültigkeit und Sonderschicksal sollen sich die Wagschale halten. Vielleicht wird mancher sich und die eigene Jugend wiederfinden.“ — (Vielleicht auch nicht!) — Nachdem man also weiß, was gewollt ist, liest man das Buch und findet dies: Ein unglaublicher Trottel von Student weist voll ehrpußlicher Entrüstung die Liebesanträge seiner verheirateten Cousine zurück! (Ein Student!) Ebenso sonderbar benimmt er sich gegen seines Freundes Schwester, einen feschen, lieben Balg, der Schauspielerin werden will. Er pflegt ihren kranken Vater Regierungsrat, schwimmt mit ihr, liest mit ihr — einmal sogar eine Renaissancenovelle! — hört sie ihre Rollen ab („Stundenlang sprachen sie über die Auffassung dichterischer Gestalten. Und nicht selten gerieten sie aneinander“), küßt sie und träumt von ihr gar verfängliche Träume. Doch hält sich vom Letzten immer zurück, aus erspießlicher Besonnenheit und profitbedenklicher Angst und berechnender Solidität und herber Sedigenheit und Zuverlässigkeit und Takt, was weiß ich! Dann, als ihn am Schlusse solcher Verzicht doch reut, hat er die Holden endgültig verloren. Geschieht ihm aber recht! Und diese nuplose, klebrige, unbehaglich kitzliche, prüd verschämte, schweißtriefende, feige, verkappte und zerknirschte Erotik hat überdies einen der oberbayerischen Seen zum Hintergrund — jener Seen, da die selig schwer hinströmende Frühlingsluft erfüllt ist von Lebensdurst und jauchzender Ausgelassenheit und trunken leuchtender Pracht, und überall süßer Leichtsinn und herrliche Heiterkeit flimmert, und die Abende köstlich glänzen, und die Menschen aus der Erde wachsen, gesund, frei, strotzend von Leidenschaften, in sorgloser Ungebundenheit ihrer Triebe, und alles in gehobener Stimmung ist. . . . . In dem Buche aber sucht man vergebens „Duft“ und „rätselvollen Zauber“ und „Fleisch und Blut“ und „Allgemeingültigkeit und Sonderschicksal auf der Wagschale“ und vor allem „Jugend“ — heiße stürmische Jugend —! Sehnsüchtig denkt man an den scharfen, forschen Jungen voll rabiater, drängender Draufgängerkeckheit aus Max Haides Drama von Hans und Annchen . . . und brummt verstimmt ein paar derbe Zeilen von Erich Mühsam: „Ein liebes Mädchen zu enttäuschen vermag in Wahrheit nur ein Schwein.“

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Karl Georg Wendriner, Das romantische Drama. Eine Studie über den Einfluß von Goethes Wilhelm Meister auf das Drama der Romantiker. (Oesterheld u. Co., Berlin 1909.) — Aus der Fülle der Bücher, welche die Romantik behandeln, ragt diese Abhandlung des feinfühligen Essayisten hervor als ein Originalwerk, das eine neue Lösung und eine neue Losung bringt; aus der trockenen, leblosen Fachliteratur als eine blutvolle, jugendfrische Schrift, reich an Ueberraschungen und Anregungen. Man fühlt, daß es sich für den, der es schrieb, um eine Herzenssache handelte, daß er von den künstlerischen Fragen, die ihn selbst als Dichter beschäftigten, dazu kam und hier den seinen ähnliche ästhetische Anschauungen erkannte. So entstand eine Abhandlung, die die alten, ausgetretenen Pfade verläßt und den toten Götterbildern neues Leben einhaucht, die die ganze bisherige Theorie des Schicksalsbegriffes und -dramas umstößt und neue Entwickungslinien aufzeigt. Von Goethes Wilhelm Meister geht Wendriner aus, legt dar, wie die Romantiker an diesem Roman zum erstenmal erkannten, was organische Kunst ist, und wie sie darin die Forderung fanden, daß im Drama das Schicksal herrschen solle. Und nun lehrt er uns dieses romantische Schicksal von einer ganz anderen, reizvoll eigenartigen Seite betrachten, beweist, daß der Schicksalsbegriff des romantischen Dramas mit dem der „Braut von Messina" nichts zu tun hat, daß es sich bei den Romantikern nicht um „das blinde, zufallsartige Walten einer tückischen, eisern unerbittlichen Notwendigkeit, um die dämonisch-fatalistische Naturanschauung der Alten" handelt. Im Gegensatz zu der überlieferten, schulmäßigen Erklärung stellt er die These auf: Das Schicksal des romantischen Dramas ist nicht ein unverdientes Unheil, das über Schuldlose hereinbricht, sondern „alles, was über den Menschen steht und mit ihnen spielt, gleichviel ob es ihnen Gutes oder Trauriges bringt, ob es Schuldige oder Unschuldige trifft. Für einen romantischen Helden können Menschen ebenso gut das Schicksal werden wie Götter. Gerechtigkeit heißt die Erfüllung im romantischen Drama". In der Schicksalsidee der Romantiker liegt die Ahnung der höheren Weltordnung und das Zeichen der alles führenden Gottesweisheit. „An Stelle des unversöhnlichen Widerstreits tritt eine höhere, erbarmend waltende göttliche Leitung. Gott der Vater wurde für sie das Schicksal." Und Wendriner zeigt, wie für die Romantiker diese ganze Frage der Schicksalsauffassung sehr viel mehr bedeutete als etwa für Lessing, Schiller, Goethe — wie sie ihnen nicht nur ein Problem der Technik war, sondern die Erfüllung des Wunsches brachte, für ihr Lebensgefühl eine organische Form zu finden. Mit einem Ausblick auf die Bewegung der Neuromantik schließt er. Auch sonst leuchten oft interessante Zusammenhänge mit der Kunst unserer Tage durch: etwa in dem Kapitel vom Wesen des romantischen Helden, der nicht handelt, sondern „strebt, will und empfindet", oder bei dem Ergebnis, daß für die Romantiker das Leben selbst tragisch war, der Tod dagegen untragisch, oder in dem Abschnitt von der Bedeutung des Traumes im romantischen Drama. Besonders hervorzuheben aber ist die knappe, prägnante Darstellung, die konkrete, virtuos zuhige Zergliederung der Gefühle vergangener Epochen, die nie die Verbindung mit dem strömenden Leben verliert und nicht nur neue, fesselnde Einblicke in die behandelte Zeit gewährt, sondern überhaupt in das Wesen der Dichtkunst und in die Psychologie des Schaffenden. („Man findet es immer wieder, daß Männer mit tief empfindenden Seelen fast keine Freunde haben; der männliche Mann würde ihre zartesten Regungen nicht verstehen und sie verletzen.") Und alles ist in diesem Buche, um einen Ausdruck des Novalis zu gebrauchen, „weit mehr als begriffen".

Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Karl Bienenstein, Der Einzige auf der weiten Welt. Ein Menschenleben. (Adolf Bonz u. Co., Stuttgart.) — Das Buch mit dem anspruchsvollen Titel, der an Stirner und Ibsen zugleich gemahnt, hat eigentlich mehr von dem Unterhaltungsoptimismus eines Rosegger an sich. Es ist das Tagebuch eines Unterlegenen, der doch ein Unbesiegter ist, eines Zertretenen, der überwunden hat, der sich hindurchgerungen durch Schmerzvollstes, Aufrührendstes, Trübstes zu reiner Seligkeit und überlegen sicherem, hoheitsvollem Frieden. Eines Zerzausten, Geschundenen, Ausgestoßenen, der nun, durch tiefstes Erleiden gefestigt und geläutert, die Schicksalstragödie seines mißhandelten und verpfuschten Daseins erzählt (leider im langatmigen Dorfphilosophenstile etwa eines Roseggerschen oder Ganghoferschen Zipfelhubers). Hohes und Niederes, Süßes und Bittres, Holdes und Herbes, das Seltsamst: und das Naivste war in seinem Erleben: Die Ermordung des Vaters, der Aufstieg zum Zögling des Internats eines städtischen Studentenheims, (wieder wird, wie vordem von Strauß, Hesse, Stehr, das Bild einer Jugend breit ausgemalt!), das Geschenk einer großen Freundschaft (die Zuneigung eines einsamen Eigenbrödlers von kunstbegabtem Knaben, den bald Lungenschwindsucht hinabzwingt), der Liebe Lust und Leid (ein schlichtes Marieli und eine vornehme Herl), Enttäuschung und Seligkeit und Eifersucht und Demütigung und Verrat und Lüge, unverdiente Schmach und Schande, Krankheit, der Tod der Mutter, die Feindlichkeiten der Militärzeit, die Schrecken des Krieges, Verwundung, der Verlust der Geliebten und des Kindes, schließlich eine solche Verstrickung, daß dieser schwerfällige, mildherzige, ergebene, immer mit Füßen getretene Mensch, aufgerüttelt, zum Mörder wird an einem brutalen Schurken. — Aus dem Kerker tritt ein Anderer, der die letzte Weisheit und aller Erkenntnis Schluß, das Wunderwort: Verzichten, in seiner Seele trägt; steigt empor in die reinere Einsamkeit des Hochwaldes, steht jetzt über allem Menschenweh und aller Menschenfreude und betrachtet das Gewimmel unberührt aus der Ewigkeitsperspektive. Eine große Liebestat krönt sein Lebensende — auf seinem Grabe leuchtet der Spruch: „In Deiner Liebe, Heinrich Binder, bist Du unsterblich, denn das Ewige ist Liebe, sich selbst zum Opfer bringende Liebe!" Aus Herz Greifendes ist in dem Buche: etwa das letzte Zusammensein mit der Mutter, oder die Pein der verzweifelten Knabenqual — und immer ein Schimmer von schwerster Menschensehnsucht, der über allem gedämpft und gesänftigt und zitternd schwebt . . . . . (Aber diese verlassene Kinderseele ist von einer Defregger-Hand gemalt, statt von einer Leibl-Hand!) Max Herrmann.

Literarische Rundschau.

Kunst und Volkserziehung. Betrachtungen über Kulturfragen der Gegenwart von Johannes Volkelt. Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck-München.) — Dieses Bändchen will „bei Festhaltung der grundlegenden Gesichtspunkte eine ins strengere Philosophische gerichtete Umarbeitung und zugleich eine erhebliche Erweiterung" von vier, 1909 in den Leipziger Volkshochschulkursen gehaltenen Vorträgen bieten. „Künstler, Kunstrichtungen und Kunstwerke" sollen darin „von einem Standpunkte aus behandelt" werden, „der sich als eine Vereinigung von ästhetischer und ethisch-pädagogischer Betrachtungsweise kennzeichnet." Und von Sittlichkeitsfexerei trieft! Schon die Ueberschriften verheißen systemgefestigte und verrunzelte Professorenhorizonte: „Kunst und Moral. — Die Kunst der Gegenwart in ihren Gefahren für die Volkserziehung" — und so! Oder solch eine schwerfällig-altertümelnde Philologenwendung: „Die dem künstlerischen Schaffen ursprünglich innewohnende sittliche Zielstrebigkeit des menschlichen Geistes". Die Entrüstung einer keuschen Seele zetert mit Agitatorübertreibung: „Namentlich das Bestreben, durch das Kunstwerk den Betrachter in geschlechtliche Erregung zu versetzen, zeigt sich seit zwei bis drei Jahrzehnten auch in Deutschland mit dem künstlerischen Schaffen in bedeutend höherem Maße als vorher verquickt." Zwar erkennt Herr Volkelt die „sittlich kräftigende, dünne Sentimentalität und weichliche Schwärmerei wegbereitende Wirkung des modernen Naturalismus" einmal an, ebenso die „wohlvoll-sittliche" Wirkung der Neuromantik, und urteilt über Rilke und Altenberg noch verhältnismäßig verständig. (In der radikalen Verwerfung der modernen Operette wird man ihm sogar von Herzen beipflichten!) Aber im ganzen macht sich doch eine vorurteilsenge Philisterordentlichkeit allzu breit. Alle, alle haben die schmutzgebürsteten Manieren seiner Präzeptorennatur gekränkt, alle traten der zugeknöpften Sphäre seiner lackierten Wohlanständigkeit zu nahe: d'Annunzio, Wilde, Greiner, Eulenberg, Kerr, Schmidtbonn; Schnitzler mit des Reigens „Wiederungen plattester Trivialität, daraus niedriges Behagen am Ekelhaften zu uns spricht", und dem letzten seiner Anatol-Stücke (Hier wird Herr Volkelt ganz massiv: räuspert sich „schuftige Schweinerei" und „muß sich wundern, daß dem Dichter das Schamgefühl nicht die Feder aus der Hand fallen ließ") — selbst den „Schleier der Beatrice" trifft ein leiser Tadel — Dehmels „feuchende Wollustkämpfe", Hofmannsthals „Abenteurer und Sängerin" und Sophokles-Umdichtungen, selbstverständlich Wedekinds „Büchse der Pandora", nach Volkelt Hexenkessel voll der „verfaultesten und verrücktesten Lasterhaftigkeiten, vorgesetzt, um abgelebte Nerven aufzupeitschen", schließlich der „Simplizissimus", obwohl Herr Volkelt „weiß, daß er künstlerisch viel bedeutet". Sogar Sigmund Freuds großartige psycho-analytischen Sexualproblem-Stellungen werden nebenbei als „verderblicher und irreleitender Unfug" abgetan. Na also! Dagegen findet die „tiefe und reiche Innerlichkeit" der Frenssen, Hesse und Ernst Zahn alle Gnade vor seinen (kurzsichtigen) Augen. Zweitens, die bildende Künste: Einzig Erfreuliches, wenn er den bedeutsamen Wert moderner Baukunst hervorhebt! Mit Emphase schleudert er sein donnerndes Anathema gegen Muthers Kunstgeschichtsschreibung, gegen Leo Putzens „unsauberen Qualm", gegen Oskar Zwintscher, gegen Philipp Klein. Unentwegt verkündet er seine Vorliebe für die beziehungsreiche Genremalerei, rühmt Hans Thomas „sonnige Heimlichkeit, unschuldsvolle Seligkeit, Märchentiefe, hellseherischen Kindersinn", zeichnet die Karlsruher, die Worpsweder und Schultze-Naumburg mit einer guten Note aus. Natürlich ist ihm der räsonnierende, flache, egoistisch-anmaßende Protest Linnens und seiner 118 Gesinnungsgenossen „gegen die bei den jungen deutschen Malern gegenwärtig weitverbreitete Nachahmerei gewisser paralytisch-dekadenter, clownartiger Auswüchse der französischen Malerei" ein „erfreuliches Zeichen dafür, daß auch in den Kreisen der Künstler die Aesthetik des pervers-feinschmeckerischen Individualismus einer überaus starken Gegenströmung begegnet". Für den schulmeisterlichen Ton des Ganzen ist wohl jene Stelle von aufreizenden Bakel-Dünkels am bezeichnendsten: „Ich weiß sehr wohl, daß in unzähligen Fällen der schlaffe und träge Sinn der Schüler, ihre oberflächliche und niedrige Denkweise, ihre Neigung zu gemeinen und tierischen Vergnügungen selbst den Bemühungen der vortrefflichsten Lehrer einen unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen würden. Trotzdem wird man sich doch der Wahrnehmung nicht verschließen können . . ." Irgend ein Kobold kichert einem die salbungsvollen Worte des Professors Sonnenstich aus des gescholtenen Wedekind lieblicher Kindertragödie ins Ohr: „Sie haben so wenig Ehrerbietung vor der Würde Ihrer versammelten Lehrerschaft, wie Sie Anstandsgefühl für das dem Menschen eingewurzelte Empfinden für die Diskretion der Verschämtheit einer sittlichen Weltordnung haben!" Und man scheidet mehr belustigt als belästigt von dem Gepredige dieses „Lehrbuches".

Max Herrmann.